

StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben
in Ostasien e.V.



StuDeO – INFO



April 2008

**Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.
(StuDeO)**

侨居东亚生活资料集

Homepage: www.studeo-ostasiendeutsche.de

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Jährliche Mitgliedsbeiträge, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten

Einzelpersonen € 20 / US \$ 25 / CAN \$ 31
Ehepaare € 27 / US \$ 34 / CAN \$ 42 / juristische Personen € 75

Konto Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien (StuDeO)
Konto-Nr. 7602 308, Postbank Hannover, BLZ 250 100 30;
IBAN: DE63 2501 0030 0007 6023 08, BIC: PBNKDEFF

Konto in den USA Members in North America are requested to send payments in the form of checks – made out to Franz T. Geyling – to Franz T. Geyling, PhD,

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 100 gilt der Überweisungsbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt die Schatzmeisterin Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** schriftlich an Karin Bolognino.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller Haus** in Kreuth/Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten (pauschal € 25,00 pro Tag), richten Sie bitte an die Verwalterin Renate Jährling

Impressum	HERAUSGEBER Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V. (StuDeO)	REDAKTION Ernst-Dietrich Eckhardt
------------------	---	--------------------------------------

Die StuDeO-INFOS erscheinen dreimal pro Jahr.
Redaktionsschluß jeweils 15. Februar / 15. Juli / 15. Oktober

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau z.Hd. von Renate Jährling.

Titelbild – Gebäude in der Guangxi Road (ehemals Prinz-Heinrich-Straße) in Qingdao (Tsingtau). Hier befanden sich in deutscher Zeit von rechts: die Kaiserliche Post, ein Friseur, ein Café und, weiter links, eine Apotheke. Federzeichnung aus: Zhou Hui Pen Painting Works „Let pictures speak for Qingdao. Old city, old lanes, old homes, old culture“, 2002. – Siehe auch Titelgeschichte, S. 3-5.

StuDeO-Vorstand

VORSITZENDER
Dr. Dieter Lorenz-Meyer

STELLV. VORSITZENDE
Archiv-Sammelstelle
Renate Jährling

SCHATZMEISTERIN
Elke Meller

SCHRIFTFÜHRERIN
Karin Bolognino

REDAKTION
Ernst-Dietrich Eckhardt

FOTOTHEK

SONDERAUFGABEN
Henning Blombach

KONTAKTE SHANGHAI
Peter Cortum

KONTAKTE SÜDCHINA
Pastor Reinhard Gilster

Unser Besuch von Tsingtau im September 2007

Eberhard Sieber

“The Germans have brought so much to Qingdao over the years: cool architecture and cobblestone streets, Asia’s first modern sewer system, great economy-boosting joint ventures, and the beer brand that carries its name (in Chinese characters, anyway) far and wide as one of China’s well-known trademarks.” So leitet das offizielle Qingdao-Magazin seinen Artikel über “one of Germany’s proudest traditions – the Beer Festival” ein. An die Erkundung eben dieser Architektur im ehemaligen Schutzgebiet machte sich Ende September eine zweiundzwanzigköpfige Reisegruppe, deren Teilnehmer alle ein besonderes Interesse an der Geschichte Tsingtaus hatten.



Kamin in Eingangshalle des Tsingtau-Klubs



Salon im Gouverneurshaus (heute Museum)

Es war ein Glücksfall, daß mit Dr. Wilhelm Matzat ein exzellenter Kenner zur Verfügung stand, der seine ersten sechzehn Lebensjahre in Tsingtau verbrachte, sich immer wieder mit Tsingtau beschäftigte und jetzt, die strapaziöse Reise auf sich nehmend, sein immenses Wissen zur Verfügung stellte. Im Vorfeld hatten die Teilnehmer in einem Dossier ihre Motivation an der ungewöhnlichen Reise begründet.

Zwei Teilnehmer, Dr. Matzat und ich, sind in Tsingtau geboren, die andern sind anderswo in China geboren oder hatten, entweder durch in China lebende Vorfahren oder durch persönliches Interesse, eine besondere Beziehung zum deutschen Leben in Ostasien.

Die von „China Tours“ gut organisierte Reise führte zunächst in das sich bereits im vorolympischen Fieber befindende Peking, wo die üblichen touristischen Glanzpunkte absolviert wurden: der Himmelstempel, die Große Mauer bei Badaling, der „Platz des Himmlischen Friedens“, die „Verbotene Stadt“ und der Sommerpalast.

Ein erster Höhepunkt der Spurensuche war die nächtliche Zugfahrt von Peking nach Tsingtau/Qingdao, bekanntlich war ein Teil der Strecke von

Deutschen gebaut worden. Der erste Tag in Qingdao war geprägt von einem Grundsatzreferat Dr. Matzats über die Geschichte des deutschen Schutzgebiets. Den Teilnehmern wurde klar, wie die Deutschen sich des Gebiets bemächtigten, sich dann aber bemühten, aus dem sehr verkehrsgünstig gelegenen Platz eine „Musterstadt“ zu machen.

In den siebzehn Jahren der deutschen Herrschaft wurde eine durchdachte städtebauliche Konzeption umgesetzt, eine moderne Stadt mit hohem hygienischem Standard geschaffen. Um jede Bodenspekulation zu verhindern, erließ der Zivilkommissar Schrameier eine Land- und Steuerordnung, die zum ersten Mal in der Welt eine Besteuerung von Bodenwertzuwachs vorsah.

In den folgenden Tagen führte Dr. Matzat die Teilnehmer zu den zahlreichen Überresten der deutschen Besiedlung Tsingtaus. Einen ersten Überblick über die Stadtanlage bot ein Spaziergang auf den Xiao Yü Shan, wenn auch bei sintflutartigem Regen, wie uns überhaupt das berühmte Tsingtau-Blau verborgen blieb. Das repräsentativste Gebäude der deutschen Zeit ist sicherlich die Residenz des deutschen Gouverneurs.



Die stattliche 1907 fertiggestellte dreigeschossige Villa liegt am Hang des Signalbergs zwischen Bismarckkaserne und dem europäischen Teil der Stadt. Die Verblendung mit Granitsteinen verleiht ihr einen wehrhaften Charakter. Das Gebäude, in dem zeitweilig sogar Mao gewohnt haben soll, hat alle Kriegswirren und auch die Kulturrevolution überstanden und macht einen sehr gut erhaltenen

Eindruck. Auch große Teile der mit Jugendstilelementen ausgestatteten prächtigen Inneneinrichtung sind erhalten, an den Türen der für damals äußerst modernen WCs finden sich heute noch die Drehverschlüsse mit „besetzt“ und „frei“.



Nachdem die Villa lange als Gästehaus der Regierung und als Hotel gedient hat, ist sie heute eine Art Museum und wird auch von Asiaten viel besucht.

Auch das zwischen 1903 und 1906 errichtete Gouvernamentgebäude, eine im Grundriß symmetrische Dreiflügelanlage, dokumentiert durch die Verwendung von Granit und seine dem Meer zugewandte repräsentative Lage den deutschen Herrschaftsanspruch. Das Gebäude spiegelt die rasante Entwicklung der Stadt: Als Rathaus wurde es bald zu klein, die Stadtverwaltung duplizierte 1989 die Anlage spiegelbildlich. Auch dieses Gebäude reichte bald nicht mehr aus und machte einen Neubau im neuen, östlichen Qingdao notwendig.

Zu Fuß erkundeten die Teilnehmer unter Führung Dr. Matzats die Altstadt, beginnend mit dem in den 30er Jahren erbauten „Deutschen Eck“, darin unter anderem das Deutsche Heim, die ehemalige Deutsche Schule und vor allem die 1908 bis 1910 von Curt Rothkegel erbaute Christuskirche, die trotz langer Zweckentfremdung nach dem Zweiten Weltkrieg erstaunlich gut erhalten ist (siehe Bild).



Das gleiche gilt für die ebenfalls in exponierter Lage befindliche katholische St. Michaels Kathedrale, die zeitweilig sogar Bischofskirche war. Nachdem die Eroberung Tsingtaus durch die Japaner 1914 die ursprünglichen Pläne verhindert hatte, wurde die neoromanische Kirche 1931 bis 1934 gebaut, die 54 m hohen Türme sind weithin sichtbar. Wir sahen das Wohnhaus von Richard Wilhelm, der von 1899 bis 1920 in Tsingtau lebte, einer der bedeutendsten Sinologen wurde und viel für das deutsch-chinesische Verhältnis getan hat.

Auch die öffentlichen Gebäude aus deutscher Zeit sind noch weitgehend erhalten und in gutem Zustand, so das Kaiserliche Gericht, das Polizeidienstgebäude, der Gouvernementschlachthof, die Kaiserliche Post, die Gouvernementschule für Jungen und das ca. 80 m lange zweigeschossige Lehrgebäude der Deutsch-Chinesischen Hochschule.



Es wurde uns ermöglicht, auch das Innere des heute von der chinesischen Eisenbahnverwaltung genutzten Baus zu besichtigen. In der Aula wurden uns die Baupläne des neuen Bahnhofs gezeigt. Längst war der Stadtbahnhof der Schantung-Eisenbahn für die Millionenstadt zu klein geworden, und in den 90er Jahren hatte man einen modernen Großbahnhof gebaut. Eine Kopie der Ostfassade des alten deutschen Bahnhofs hatte man vor die Glasfront gestellt. Inzwischen ist auch der neue Bahnhof zu klein geworden. Qingdao ist Austragungsort der olympischen Segelwettbewerbe 2008 und braucht wohl einen neuen Bahnhof. Bemerkenswert ist, daß die neue Ostfassade ganz im „alt-europäischen“ Stil mit roten Dachziegeln gehalten ist und das erste Bahnhofsgebäude von 1901 wiedererrichtet ist.

Auch zahlreiche Privat- bzw. Geschäftshäuser aus deutscher Zeit konnte uns Dr. Matzat zeigen, am bemerkenswertesten die ehemalige Apotheke in der Prinz-Heinrich-Straße (heute Guangxi Road). Sie weist Jugendstilelemente auf und wurde vielleicht von Curt Rothkegel erbaut. In der Halle des jedenfalls von Rothkegel erbauten ehemaligen Tsingtau-Klubs, heute von der Gesellschaft für Technik und Wissenschaft genutzt, prangt der Reichsadler am blau gekachelten Kamin. – Der Nachmittag galt der Besichtigung des großen Hafens – Qingdao verfügt heute über einen der größten Häfen Chinas – und der ehemaligen Germania-Brauerei, heute die größte Brauerei Asiens.

Am nächsten Vormittag bestiegen wir den Bismarckberg, in dessen Tiefen die deutsche Festung Angriffe von See aus abwehren sollte. Die alten deutschen Bunker sind als eine Art Militärmuseum frei zugänglich und gut erhalten. Dagegen besteht der deutsche Friedhof nicht mehr. Er wurde in einen Skulpturenpark (Bai Hua Yuan) ohne Anklän-

ge an die deutsche Zeit umgewandelt. Am Nachmittag teilte sich die Gruppe, die einen erkundeten die ehemaligen Iltiskasernen und den Wiederaufbau des deutschen Bahnhofsgebäudes von 1901, die anderen unternahmen vom kleinen Hafen aus eine Schifffahrt über die Tsingtaubucht.



Das „kleinstädtische“ Qingdao von See aus

Trotz des trüben Wetters war dies ein eindrucksvolles Erlebnis, zeigte sich doch von See aus die dreiteilige Struktur des heutigen Qingdao: im Westen Hochhaus an Hochhaus, dann das kleinstädtische Tsingtau aus deutscher (und japanischer) Zeit, dann im Osten die gigantische Ansammlung von riesigen Hochhäusern des neuen Qingdao.



Nahe der ehemaligen Prinz-Heinrich-Straße erheben sich, in der Friedrichstraße, vereinzelt Hochhäuser (vgl. Titelbild)

Zwischen den Wolkenkratzern nimmt sich der mittlere Teil fast idyllisch aus. In jedem Fall ist es bemerkenswert, daß das abrißwütige China den Charakter des alten Tsingtau einigermaßen bewahrt hat. Über die Motive des zurückhaltenden Umgangs mit der deutschen Vergangenheit kann man nur rätseln. Vielleicht sieht man touristische



Der alte Bahnhof von Tsingtau (rechts: Zeichnung von Zhou Hui) soll in den Erweiterungsbau von 2007/2008 integriert werden.

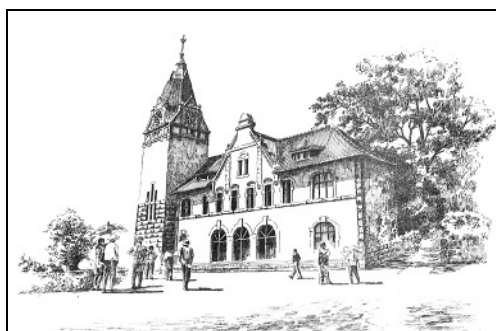
Möglichkeiten, vielleicht aber soll Qingdao ein Schaufenster der kolonialen Vergangenheit sein und die Opferrolle Chinas den imperialistischen Westmächten gegenüber demonstrieren.

Eine Tagesfahrt in den Laoshan beschloß den Tsingtau-Teil der Reise. Natürlich wurde das Kloster Tai Qing Gong besucht, dann aber fuhr man in das Felsental, wo bis zum Zweiten Weltkrieg die Sommerhäuser der Tsingtau-Deutschen standen, die ihnen in einer großartigen Landschaft

Zuflucht vor dem feuchtwarmen Klima der Küste boten.

Waren die Teilnehmer geradezu aufgewühlt von der rasanten Entwicklung des modernen Qingdao, so erfuhr dieses Erlebnis noch eine Steigerung durch die Megacity Shanghai, der letzten Station der Reise. Am eindrucksvollsten sicher die rasende Aufzugsfahrt auf den Jinmao-Turm, von dessen über 400 Meter hohen Aussichtsplattform sich ein umwerfender Blick aufat: auf allen Seiten Hochhäuser, so weit das Auge reicht. Für den gemeinen Mitteleuropäer weckte dies nicht nur angenehme Gefühle. Shanghai bot einen Blick in die Zukunft einer überbevölkerten Welt, in das totale Stadtleben. Diesen Eindruck konnte der Besuch des Jade-tempels kaum mildern, schon gar nicht der Gang durch die touristisch aufbereitete, künstlich anmutende Altstadt. Eher ins Bild paßte die Fahrt mit dem Transrapid zum Flughafen Pudong.

Insgesamt bot uns die Reise mit Dr. Matzat einen ausgezeichneten Zugang zur Geschichte der Deutschen in Tsingtau, nicht nur als Nebenprodukt erlebten wir den Sprung Chinas in die moderne Welt. Die Reise bot quasi in einem Dreischritt einen Querschnitt der chinesischen Geschichte: Peking stand für das kaiserliche China mit seinen Palästen, Tempeln und der Großen Mauer, Tsingtau für die halb-koloniale Periode von 1842 bis 1945, Shanghai für den atemberaubenden Aufbruch Chinas.



Die Handelshäuser der Familie Vidal in Hamburg und Batavia, deren Mitarbeiter Georg Theodor Siemssen und die Gründung von Siemssen & Co. in China¹

N.N.

Der Ferne Osten und Europa

Der Ferne Osten und Europa stehen seit alters her in Handelsbeziehungen. Da sich jedoch das chinesische Reich mit seiner hochentwickelten Kultur über mehrere Jahrhunderte von der Außenwelt völlig abgeschlossen hatte, blieb der Warenaustausch zwischen der alten Welt und China gering. Er beschränkte sich meistens auf die Ausfuhr des in Europa begehrten Porzellans und der Seide, während vor allem Leinen und Tuche den Weg nach Osten fanden, wobei der Gütertransport vornehmlich auf dem Landweg über die Seidenstraße abgewickelt wurde. Am Umfang des Handels änderte sich zunächst auch nichts, als die Chinesen Canton im Süden ihres Reiches als einzigen Hafen freigaben. Aus dieser Sachlage zog lediglich die British East India Company Nutzen, Schiffe anderer europäischer Staaten liefen nur selten diesen chinesischen Handelsplatz an. So wußte man zwar voneinander, aber die Maschen des Handelsnetzes blieben doch so weit, daß man sich kaum näher kennenlernte. Von einem geregelten und nutzbringenden Handel konnte also keineswegs gesprochen werden.

Was im allgemeinen von dem europäischen Handel mit dem fernen Osten gesagt werden kann, galt im besonderen Maße auch für den deutsch-chinesischen Warenaustausch. An Versuchen, ihn in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu beleben, hat es nie gefehlt, da aber die allgemeinen Voraussetzungen für einen intensiveren Verkehr nicht gegeben waren, mußten diese Versuche stets ohne Erfolg bleiben. Eine Änderung trat erst ein, als England 1842/1843 durchsetzte, daß China sich den Fremden „öffnete“. Im Frieden von Nanking, der 1842 den sogenannten Opiumkrieg beendete, mußten sich die Chinesen verpflichten, die fünf Häfen Canton, Futschou, Amoy, Ningpo und Shanghai europäischen Handeltreibenden zu öffnen. Nun erst waren prinzipiell die Voraussetzungen gegeben, die einen gewinnbringenden Handel mit China ermöglichen sollten.

Unter den ersten Europäern, die sich dort niederließen, waren auch Deutsche. Sie kamen entweder direkt aus Deutschland wie Richard von Carlowitz oder Wilhelm Pustau oder hatten von benachbarten Regionen, etwa von der malaiischen Halbinsel

oder von Java aus, die Entwicklung in China verfolgt. Zu diesen Kaufleuten gehörten auch August Behn vom Hause Behn, Meyer & Co. in Singapore und Georg Theodor Siemssen, der in Batavia für die Firma T.E. Vidal & Co. tätig war, die dort die Geschäfte des bedeutenden Hamburger Handelshauses Ross, Vidal & Co. besorgte. Zur Entwicklung des deutschen Handels mit dem Fernen Osten, der nach dem Frieden von Nanking einen beträchtlichen Aufschwung nahm, hat Siemssen und später das von ihm begründete Handelshaus Siemssen & Co. beigetragen, so daß es sich lohnt, hierauf näher einzugehen.

Das Firmengeflecht der Familien Vidal und Ross

Das Handelshaus Ross, Vidal & Co. spielte im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts eine führende Rolle im Hamburger Wirtschaftsleben. Gegründet worden war es um 1710 von den Brüdern Urbain und Louis Vidal, Hugenotten, die wegen ihres protestantischen Glaubens ihre Heimat Frankreich verlassen und sich fortan in Hamburg allmählich emporgearbeitet hatten. Durch Erbgang gelangte die Firma am 1. Januar 1801 an Charles Louis Vidal (1755-1809), der 1791 Sophie, Tochter des aus Schottland stammenden Arztes Dr. Colin Ross, geheiratet hatte.

Als Charles Louis Vidal starb, entschloß sich seine Witwe, die Firma zusammen mit dem langjährigen Prokuristen Liebrecht unter dem Namen „Witwe Vidal & Liebrecht“ fortzuführen. An der Firma beteiligte sich auch ihr Bruder Daniel Ross, die ihren Namen daraufhin in „Ross & Liebrecht“ änderte. Nach dem Tode seines Teilhabers führte Daniel Ross das alte Familienunternehmen, nunmehr als „Ross & Co.“, weiter. Als Erben kamen in Frage: Daniel Ross' Sohn Edgar sowie die Söhne von Charles Louis Vidal, nämlich Adolph Eduard (1800-1865), Theodor Edmund (1803-1855) und Camille (1809-1882). Eine Zersplitterung der Firma war nicht zu befürchten, da zwischen Angehörigen der Familien Ross und Vidal mehrere Ehen geschlossen worden waren.

Daniel Ross war unbestreitbar zum Mittelpunkt der beiden Familien geworden, um so mehr, als er

¹ Auszüge aus StuDeO-Manuskript Nr. *0810; Verfasser unbekannt, undatiert, ohne Titel; Überschrift: „1. Entwurf“.

auch die volle Verantwortung für die seit mehr als 100 Jahren bestehende Firma trug. Er betrieb einen umfangreichen Ein- und Ausfuhrhandel, und innerhalb kurzer Zeit hatte er es auch zu einer bedeutenden Reederei gebracht. Am 1. Juni 1833 nahm er seinen Sohn Edgar und Adolph Eduard Vidal (seit 1831 sein Schwiegersohn) in die Firma auf. Sie nahm daraufhin den Namen „Ross, Vidal & Co.“ an und pflegte besonders den Handel mit Niederländisch-Indien, von wo sie vornehmlich Kaffee und Reis, gelegentlich auch Tabak bezog.



Malvina Vidal geb. Ross
1809 – 1852



Adolph Eduard Vidal
1800 – 1865

(die Ururgroßeltern des StuDeO-Mitglieds Edmund Vidal)
Zeichnungen: Malvina Vidal

Diese Geschäfte hatte die Firma im Jahre 1824 – nach Aufbau eines Zweigunternehmens in Batavia – aufgenommen. Zuvor, Anfang August 1823, hatte Ross, Vidal & Co. ein amerikanisches Vollschiff gekauft, das unter dem Namen „Sophie“ in Dienst gestellt wurde. Die Importe aus Batavia müssen zufriedenstellende Ergebnisse gebracht haben, denn ab 1825 fertigte Daniel Ross mindestens einmal im Jahr die „Sophie“ nach Java ab. Gegen Ende des Jahres 1827 ging Theodor Edmund Vidal nach Batavia, er löste dort seinen Schwager Wilhelm Steets ab. 1829 folgte Camille Vidal seinem Bruder nach Batavia, wo sie zusammen die Firma T.E. Vidal & Co. gründeten, die hier vornehmlich die Geschäfte des Hamburger Stammhauses besorgte. Als Theodor Edmund Vidal 1839 nach Hamburg zurückkehrte, führte Camille Vidal das Unternehmen allein weiter.

Georg Theodor Siemssen in Diensten von Ross, Vidal & Co.

Georg Theodor Siemssen wurde 1816 in Hamburg als Sohn des Weinhändlers Jürgen Jacob Siemssen (1777-1831) und dessen zweiter Frau, Magdalena Elisabeth, geb. Claessen (1785-1822), geboren. Im Jahre 1832 trat er als Lehrling in die Firma Ross, Vidal & Co. ein, wo er sich während seiner vierjährigen Lehrzeit das besondere Vertrauen der Inhaber erworben haben muß. Denn gleich nach dem Abschluß der Lehre betrauten sie ihn mit einer

wichtigen Aufgabe: Als Supercargo [*Ladungsaufseher*] sollte er neue Handelsmöglichkeiten vor allem in Tasmanien und Australien erkunden. Zu diesem Zweck und überhaupt zur Verstärkung der eigenen Flotte kaufte Ross, Vidal & Co. eine Bark, die den Namen „Alma“ erhielt.

An Bord dieses Schiffes trat Siemssen seine erste Reise an. Die Ladung von beträchtlichem Wert bestand zum größten Teil aus Eisen und Eisenwaren, aber auch Möbel und Spirituosen gingen mit. Die „Alma“ sollte zunächst Hobartstown und Sidney anlaufen, von dort nach Batavia segeln, vielleicht auch nach Kalkutta und anderen Zwischenstationen auf der Heimreise. Die Zahlungsbedingungen waren Delcredere [*Gewährleistung für den Eingang einer Forderung*] und Barzahlung; Provision und Zinsen waren zu berücksichtigen. Aus Neu-Südwesten und Tasmanien durfte Siemssen Fracht nach Java annehmen, die unverkauften Waren und Valuten hatte er an T.E. Vidal & Co. abzuliefern. Siemssen notierte als Anweisung seines Chefs unter anderem: „Retouren nach meinem Gutachten, nicht zu dreist zu kaufen, jedenfalls einen Versuch zu machen.“ Zu seinem Auftrag gehörte auch zu erkunden, wie sich wohl Leinen, insbesondere Bielefelder Qualität, Lederwaren, Spirituosen und Musikinstrumente absetzen ließen. An Gütern, die auf der Heimreise mitzubringen wären, kamen in Frage Holz, Südseetran, Blackoil und Spermoil, aber keine Wolle.

Mit weitreichenden Vollmachten und eingehenden Weisungen war Siemssen also versehen, als er am 20. August 1837 Cuxhaven [*damals und noch lange zu Hamburg gehörig*] verließ. Drei Monate später, am 3. Dezember 1837, erreichte er nach einer Seereise von rd. 14.100 Seemeilen Hobartstown. Im Januar und Februar 1838 hielt er sich in Sidney auf; von dort ging es dann durch die Sundastraße weiter nach Batavia. Und am 28. August 1838 kehrte die „Alma“ nach einer Reise von rd. 32.000 Seemeilen nach Cuxhaven zurück. Bereits Ende Dezember 1838 reiste Siemssen abermals als Supercargo mit der „Alma“ nach Australien und Ostindien.

Die dritte Reise, die Siemssen im Auftrag von Ross, Vidal & Co., diesmal mit der „Mary Stewart“, unternahm, sollte für ihn entscheidend werden. Ziele waren New York und Batavia. In Nordamerika oder in Ostindien, hier besonders in Kalkutta, sollte Siemssen Zweigniederlassungen gründen. Das ließ sich jedoch nicht verwirklichen, wie einem Brief vom 17. Oktober 1840 zu entnehmen ist, den Edgar Ross an Siemssen schrieb. Darin heißt es:

„Leid ist es mir, daß Ihre Wünsche sich nicht so ganz haben realisieren wollen, um so mehr, da un-

sere Aussicht, Ihnen eine Karriere in Englisch-Ostindien zu eröffnen, keineswegs der Verwirklichung nahe scheint. Der Handel nach Batavia droht zwar immer durch die Maßregeln der Holländer unseren Händen zu entschlüpfen. [...] Ich hege aber noch die Hoffnung, daß Sie in Batavia oder in den Nebenplätzen eine Laufbahn in Übereinstimmung mit dem Herrn Vidal werden eröffnen können. Es sind dort so manche Äcker zu bearbeiten, daß wir denken, es müsse sich noch etwas Gutes aushecken lassen. Sie haben während vieler Jahre und auf drei Reisen unsere Zufriedenheit, sowohl mit Ihrer Vorsicht, Ihrer Urteilskraft als auch mit Ihrer Tätigkeit und Ihren Grundsätzen im hohen Grade erworben, daß es uns nur angenehm sein kann, Sie ferner für uns tätig zu erhalten, und werden Sie leicht ermessen, daß unsere wärmste Empfehlung an die Batavia Freunde nicht fehlt. Dagegen aber möchte ich Ihnen lieber raten, dort als in Europa ein Fortkommen zu suchen. “

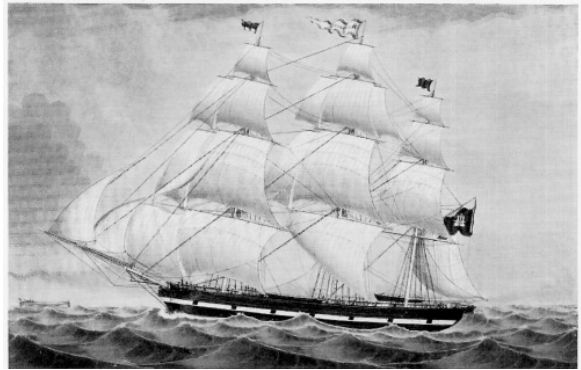
Georg Theodor Siemssen in Batavia von 1841 bis 1843

Siemssen folgte diesem Rat. Als er am 3. Januar 1841 in Batavia ankam, trat er gleich in die Firma T.E. Vidal & Co. ein, von Anfang an nahm er hier eine Vertrauensstellung ein. Der Vidal'sche Handel hatte sich stark ausgedehnt, von Batavia aus stand man mit anderen Gegenden Niederländisch-Ostindiens in Verbindung. Für diese Zwecke hatte Ross, Vidal & Co. ihren „ostindischen“ Freunden den Schoner „Hebe“ zur Verfügung gestellt. Siemssen selbst wurde verschiedentlich mit der Erledigung kleinerer Missionen, z.B. nach Samarang und Soerabaja, betraut; zwei Unternehmungen führten ihn von September bis November 1841 und im August/September 1842 nach Singapore. Hier schloß er Freundschaft mit August Behn, Mitinhaber der dort ansässigen Niederlassung der Hamburger Firma Behn, Meyer & Co.

Eine wesentliche Veränderung in Siemssens geschäftlicher Stellung trat Ende Dezember 1841 ein, als auch Camille Vidal, der die Firma noch in eine Kommanditgesellschaft umwandelte, Batavia verließ. Die Leitung übernahm Christian Martin Metzendorff, während Siemssen zum 1. Januar 1842 Prokura erhielt. Im Alter von sechsundzwanzig Jahren hatte er fern der Heimat einen verantwortungsvollen Posten erhalten, und zwar gerade in dem Jahr, das eine Wende im gesamten europäischen Handel mit dem Fernen Osten bringen sollte. Auf Dauer konnte Siemssen aber das Leben in Batavia nicht befriedigen, zumal Metzendorff ihn nicht besonders förderte. Zumal in Sachen Salair lief es nicht so, wie er es sich erhofft hatte. Folgerichtig sah er sich nach einem neuen Betätigungs-

feld um, und er glaubte, es in China gefunden zu haben.

Wie jeder vorausschauende Kaufmann sah er die Möglichkeiten, die sich jetzt seit der Öffnung Chinas boten, wurde doch ein flächenmäßig großes Reich mit einer zahlenmäßig starken Bevölkerung für den weltweiten Handelsverkehr wenigstens teilweise geöffnet. Liegt unter diesen Umständen nicht der Gedanke nahe, daß sich Siemssen damit befaßte, das Glück, das er in Batavia nicht hatte finden können, nun in China zu suchen?



Hamburger Vollschiff um 1840

Quelle: Zur Geschichte der Firmen Behn, Meyer & Co. und Arnold Otto Meyer, neben S. 61

Georg Theodor Siemssens Chinapläne 1843 und der Vorschlag einer Teilhaberschaft bei T.E. Vidal & Co.

Siemssens Chinapläne fanden bei Adolph Eduard Vidal und Edgar Ross größtes Interesse, nicht aber bei Theodor Edmund und Camille Vidal. „Ich teile ganz Ihre Ansicht,“ schrieb Adolph Eduard Vidal an Siemssen nach Batavia, „daß Singapore und China oft viel größere Vorteile für den Einkauf mancher Artikel und für den Verkauf bieten als Batavia, wo jedes Geschäft durch enorm hohe Zölle und Kosten verteuert wird. Schon oft früher habe ich in diesem Sinne an Vidal & Co. geschrieben, meine Bemerkungen sind indes nie berücksichtigt worden, und haben wir so Jahr für Jahr nur teure Retouren erhalten, wenn unsere Nachbarn mit billigeren Sachen im Markte waren.“

Warum die Brüder Theodor Edmund und Camille Vidal nicht auf Siemssens Vorschläge eingingen, ist schwer zu beantworten. Ihre Pläne liefen allem Anschein nach darauf hinaus, das Batavia-Geschäft beizubehalten, andererseits wollten sie Siemssen fester an sich binden, ohne große Risiken einzugehen, und das alles ließ die von ihm vorgeschlagene Aufnahme eines Singapore- oder gar eines Chinahandels nicht ratsam erscheinen. Jedenfalls erhielt Siemssen Ende April 1844 von Theodor und Camille Vidal hinsichtlich seiner weiteren Stellung in Batavia genau formulierte Vorschläge. Danach sollte er ab 1. Januar 1844 Teilhaber bei T.E. Vidal & Co. werden. Unter dem ausdrücklichen Vorbe-

halt, daß beide Brüder Kommanditisten der Firma bleiben und jederzeit einzeln oder gemeinschaftlich wieder eintreten könnten, sollten bei einer Verzinsung von 7½ % die Geschäftsanteile wie folgt verteilt werden: T.E. Vidal 3/6, Christian Martin Metzendorff 2/6 und G.T. Siemssen 1/6. Die Verlockung, Teilhaber zu werden, war für Siemssen zwar groß, aber ein nennenswerter Aufstieg gegenüber seiner bisherigen Stellung als Prokurist war damit keinesfalls gegeben. Eine starke Einengung blieb bestehen, über seine Einlage und Gewinn konnte er nicht frei verfügen. So ist es also nicht zu verwundern, daß er nicht auf die Vorschläge einging. Seine Hoffnung auf eine Einigung mit der Firma Vidal & Co. ging nicht in Erfüllung; Theodor Edmund und Camille Vidal lehnten seine Gegenvorschläge am 30. November 1844 unter Hinweis auf seine Chinapläne ab.

Georg Theodor Siemssens erste China-Unternehmung 1844

Ganz anders reagierte jedoch Ross, Vidal & Co. auf Siemssens Vorschlag, eine Erkundungsreise nach China zu unternehmen. Bereits auf die erste Anregung, die er am 3. Dezember 1843 von Batavia aus nach Hamburg sandte, ging man dort bereitwillig ein. Schon im Mai 1844 zeigte sie an, daß sie für die beabsichtigte Aktion die 400 tons verdrängende dänische Fregatte „Christian VIII.“ gechartert hätte. Und über zu bedenkende Details schrieb Adolph Eduard Vidal an Siemssen: „Wenn sich in China, wie ich fast nicht bezweifle, ein guter Markt für deutsche Manufaktur- und Fabrikware zeigt, so würde es uns angenehm und nicht schwer werden, das Geschäft sowohl für unsere Rechnung als für Fabrikanten im Inlande zu beleben, dazu ist es aber durchaus notwendig, daß man erst ganz genau mit den Bedürfnissen des Landes bekannt ist, welches also Ihre Hauptsorge der ersten Reise sein müßte. [...] Auf welche Art das Etablissement in China zu begründen wäre, liegt in diesem Augenblick noch nicht vor, ich glaube, es wäre am besten, ein Filialettablissement des Batavia-Hauses zu bilden, und scheint es mir wünschenswert, den Namen Vidal darin aufzunehmen, weil er überall in Ostindien seit Jahren vorteilhaft bekannt ist – etwa Vidal, Siemssen & Co.“

Die „Christian VIII.“ stach von Hamburg aus mit einer Ladung Kohle für Macao in See. Auf der Hinreise durfte sie Batavia anlaufen, um zu 10.000 mitgeführten \$ weitere 8.000 zu übernehmen, die dorthin bereits mit einem anderen Segler der Firma Ross, Vidal & Co. gebracht worden waren; außerdem sollte sich Siemssen hier einschiffen. Über die Chinapläne erhielt er aus Hamburg nur allgemeine Anweisungen. Als Artikel für die Rückfracht emp-

fahl man vornehmlich Kampfer und Tee, weiterhin Cassia [*Zimt*], Sternanis und Ingwer in Töpfen.

Am 5. Dezember 1844 betrat Siemssen zum ersten Mal chinesischen Boden, wenn auch in der portugiesischen Provinz Macao. Schon bald stellte er fest, daß die Summe von 18.000 Dollar, über die er verfügen konnte, recht gering war. Deshalb wandte er sich an das holländische Handelshaus Reynvaan & Co., vornehmlich weil es über die Niederlande und Macao deutsche Waren nach China ausführte. Wie aber sah es in Macao aus? Es lag vor den Toren von Canton, dem bisher einzigen für alle Fremden offenen Hafen des chinesischen Reiches. Kein Wunder, daß Macao zu einem bedeutenden Zwischenhandelsplatz herangewachsen war. Aber diese Stellung konnte die Kolonie nicht halten. Seit dem Frieden von Nanking, geschlossen im Jahre 1842, ging der Handelsverkehr an Macao vorbei, er hatte sich ganz nach Canton verlagert. Siemssens Aussichten blieben daher dort von Anfang an ungünstig, was er selbst auch bald erkannte. Er ließ den Segler zunächst in Macao liegen und reiste allein nach Canton weiter, wo er am 12. Dezember 1844 eintraf.

Hinsichtlich des Produktenmarktes fand Siemssen hier dieselbe Lage vor, die er schon in Macao kennengelernt hatte. Die verschiedenen Teesorten kamen kaum an den Markt, sie lagen daher hoch im Preis; für Sternanis, Chinawurzel, Galanga [*ehrer bekannt als Alpinia: aromatisches Mittel, u.a. zum Würzen von Likören benutzt*], Rhabarber und Kampfer – die wichtigsten Ausfuhrartikel Cantons – forderten die chinesischen Händler derartig viel, daß deren Verkauf in Europa nur Verluste bringen mußte, und mit Cassia verhielt es sich ebenso. Zu alledem kam hinzu, daß das chinesische Neujahrsfest vor der Tür stand und somit niemand rechte Lust zeigte, größere Geschäfte abzuschließen. So ging alles nur langsam voran; zu den bereits in Macao gekauften geringen Mengen Kampfer, kandierte Ingwer und Zinnober kamen weitere Waren kaum hinzu. Nach eingehender Überlegung beauftragte Siemssen daher noch von Canton aus Behn, Meyer & Co. in Singapore zur Vervollständigung der Ladung der „Christian VIII.“ Sago und Gambir [*ehrer bekannt als Katechu, u.a. in der Färberei und zum Gerben benutzt*] aufzukaufen.

Als unschätzbar wertvoll erwiesen sich die Nachrichten, die er über den Importhandel von Canton und Shanghai sammeln konnte, zumal beide Plätze von Monat zu Monat bedeutender wurden. Außerdem hoffte Siemssen, von deutschen Woll- und Baumwollgeweben, welche die Chinesen schätzten, eine „ziemlich vollständige Probesammlung“ zu erhalten. Gerade hierfür durfte Siemssen auf die umfassende Sachkenntnis von Richard von Carlo-

witz zurückgreifen, die dieser zusammen mit seinem Sozios Harkort erworben hatte. Hier in Canton haben sie einander kennengelernt, und die Freundschaft, welche die beiden im Fernen Osten schlossen, hielt jahrzehntelang.

Auch während des weiteren Aufenthalts in Canton änderte sich die Marktlage nicht, so daß sich Siemssen entschloß, die „Christian VIII.“ nach Whampoa, dem Haupthafen von Canton, nachkommen zu lassen, um dort die geringen Warenmengen aufzunehmen, die er für seine 18.000 Dollar hatte erwerben können. Es kam ihm dabei keineswegs auf eine „wohl assortierte“ Rückladung an, sondern eher um zahlreiche Artikel in kleineren Mengen, darunter Tee, um Ross, Vidal & Co. „möglichst au fait [*in Kenntnis*] zu setzen.“

Als die „Christian VIII.“ am 11. Februar 1845 Macao in Richtung Singapore verließ, hatte Siemssens erstes Chinaunternehmen sein Ende gefunden. Aus der erhaltenen Aufstellung der Rückladung geht eindeutig hervor, daß es sowohl Ross, Vidal & Co. als auch Siemssen um eine umfassende Probesendung aller jener Waren, die von Canton nach Europa exportiert wurden, ging. An erster Stelle standen die verschiedenen Teesorten, dann kamen Cassia und Ingwer. Anfang März 1845 traf Siemssen wieder in Batavia ein, von wo aus die „Christian VIII.“ ihre Heimreise nach Hamburg fortsetzte. Dieser ersten Erkundungsmission blieb der finanzielle Erfolg versagt. Dennoch rechtfertigte Siemssen das Vertrauen, das Ross, Vidal & Co. in ihn gesetzt hatte, in jeder Hinsicht. Er reiste allein nach China, und zwar ohne irgendein Empfehlungsschreiben. Er wußte sich trotzdem durchzusetzen und jederzeit das Interesse seiner Hamburger Auftraggeber geschickt zu vertreten. Und wichtiger noch: Vor Ort hatte er die Möglichkeiten eines künftigen deutsch-chinesischen Handels in vollem Umfang erkannt.

Georg Theodor Siemssens Trennung von den Brüdern Vidal

Im Jahre 1845 nahm die Entwicklung in Batavia einen Verlauf, den Siemssen so nicht erwartet hatte. Metzendorff wird wohl die treibende Kraft für die erbitterten Auseinandersetzungen gewesen sein. Er zielte darauf, Siemssen aus der Firma T.E. Vidal & Co. hinauszudrängen. Siemssen erwartete Reaktionen der Brüder Theodor Edmund und Camille Vidal auf seine Anregungen, aber die blieben aus. Statt dessen teilten sie Metzendorff mit, sich „in keinem Etablissement als dem Batavia-Geschäft beteiligen“ zu wollen, „und wenn Schätze daselbst zu gewinnen wären.“

Ende September/Anfang Oktober 1845 war jedenfalls Siemssens Lage bei T.E. Vidal & Co. unhalt-

bar geworden. Es kam daher zur gütlichen Einigung, nach der Siemssen zum 31. Dezember 1846 ausschied, wobei er „vom 1. Januar 1846 an zu keiner Art von Wirksamkeit für das Geschäft der Herren T.E. Vidal & Co. verpflichtet“ war und die Firma nach diesem Zeitpunkt zu jeder Zeit verlassen durfte. Als sich aber eine sehr günstige Reisegelegenheit bot, war Metzendorff einverstanden, daß Siemssen bereits am 26. Dezember 1845 die Rückreise nach Hamburg antrat; am 16. April 1846 kam er dort an.

Die Gründung der Firma Siemssen & Co.

Im Laufe des Sommers 1846 zeichneten sich die Umriss der weiteren Entwicklung ab: Ross, Vidal & Co. lehnte die Eröffnung einer Niederlassung in China unter ihrem Firmennamen ab. Dagegen erklärte sich Siemssen bereit, in Canton eine eigene Firma zu gründen, deren Vertretung in Hamburg Ross, Vidal & Co. übernehmen sollte. Das Schwergewicht lag also von vornherein in China.

Am 1. Oktober 1846 zeigte Siemssen den Start seines eigenen Handelshauses mit folgendem Rundschreiben an:

Hamburg, d. 1. Oktober 1846.

Die zunehmende Ausdehnung des Handels mit China veranlaßt mich, meine gegenwärtige Stellung als Vollmachtsträger des Hauses T.E. Vidal & Co. in Batavia aufzugeben und ein selbständiges Geschäft in Canton zu errichten.

Eine Unternehmung unter meiner Leitung wird im kommenden Frühjahr von hier nach Batavia und China abgehen und haben die Herren Ross, Vidal & Co., in deren Geschäften ich zehn Jahre tätig gewesen bin, mir dabei ihre kräftige Mitwirkung zugesichert.

Genauere Kenntnisse des ostindischen Handels, erworben während meiner mehrjährigen Mitleitung des gedachten Hauses in Batavia sowie während meines vorigjährigen Aufenthaltes in China lassen mich hoffen, das mir etwa zu schenkende Vertrauen rechtfertigen zu können.

Erlauben Sie mir, Sie zur Teilnahme an der vorhabenden ersten Unternehmung aufzufordern, und Sie um Ihr ferneres Wohlwollen zu ersuchen, wenn ich mich desselben würdig zeigen werde.

Untenstehende Häuser haben mir gütigst erlaubt, mich auf sie beziehen zu dürfen.

Mit Achtung zeichne ich mich.

Ergebenst

G.T. Siemssen

Herren Ross, Vidal & Co., Hamburg / Fred. Huth & Co., London / B.L. Fould & Fould Oppenheim, Paris / Dufour Gebr. & Co., Leipzig / T.E. Vidal & Co., Batavia / Behn, Meyer & Co., Singapur

Auf und Ab bei Winckler & Co.

Die Geschichte unserer Firma¹ 1. Teil

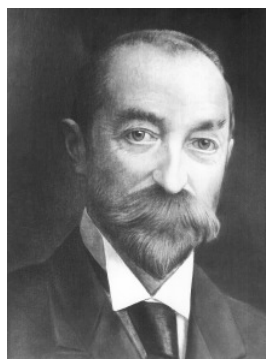
Herbert Feid

Die Firma Winckler & Co., die 1885 in Japan gegründet wurde, zählt zu den wenigen alten deutschen Handelshäusern, die hier heute noch bestehen. Ihre bald 125jährige Geschichte verzeichnet zahlreiche Höhen und Tiefen, die, wie wir sehen werden, eng mit den Geschicken Japans und Deutschlands verbunden sind.

1854 zwang der amerikanische Kommodore Matthew Perry mit seiner drohend vor der Küste aufgefahrene Flotte Japan, seine Jahrhunderte lang durchgehaltene Abschottung gegenüber allem und allen Fremden allmählich aufzugeben. Der Vertrag von Kanagawa, der zwei Häfen zunächst nur für amerikanische Schiffe, Verkäufe amerikanischer Waren und Einkäufe zwecks Proviantierung öffnete, wurde am 31. März jenes Jahres in dem kleinen unbekanntem Fischerdorf Yokohama unterzeichnet (heute zählt die Stadt im Kanagawa-ken [„ken“: *Präfektur*] über drei Millionen Einwohner). In den Folgejahren wurden ähnliche, bald auf Drängen europäischer Staaten allerdings auch solche Verträge abgeschlossen – so mit Preußen im Jahre 1861 –, die einige weitere Häfen öffneten und ein beschränktes Niederlassungsrecht enthielten. Am 1. Juli 1859 wurde dementsprechend der Hafen von Yokohama in der Edo-Bucht für ausländische Kaufleute freigegeben.

Jakob Winckler (1851 - 1911), Sohn eines Lehrers in Stade an der Schwinge (in Elbnähe; seit 1866 zu Preußen gehörig), reist nur elf Jahre später, 1870, nach Yokohama. Er ist damals erst neunzehn Jahre alt. Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, genauer: bei Eintreffen der Nachricht von der Kriegserklärung am 19. Juli, befindet er sich gerade in Bangkok. Er meldet sich dort nicht, wie es seine Pflicht als Reservist gewesen wäre, bei der zuständigen diplomatischen Vertretung, sondern setzt „fahnenflüchtig“ seine Reise fort. Wäre er damals in die Heimat zurückgekehrt, hätte es wohl keine Firma Winckler & Co. in Japan gegeben.

Es ist die Zeit, in der das Deutsche Reich unter Führung Preußens gegründet wird und in Japan der junge Kaiser Meiji (1852-1912) herrscht, der sein Land aus der Isolation herausführt und entscheidend modernisiert. Es herrscht eine verbreitete Aufbruchsstimmung, in Deutschland, aber auch und ganz besonders in Japan, wo die „Meiji-Periode“ bis auf den heutigen Tag als Inbegriff einer erfolgreichen Modernisierung gilt.



Nach seiner Ankunft in Yokohama tritt Jakob Winckler, wie es verabredet war, in die kürzlich, im Jahre 1869, dort gegründete Firma H. Ahrens & Co. ein. Er ist kein Kaufmann, er versteht aber einiges von der Porzellanherstellung einschließlich des Brennens.

Hauptsächlich wohl in diesem Zusammenhang unternimmt er in den folgenden Jahren für seinen Arbeitgeber immer wieder Reisen nach Shanghai und Hongkong, nach Kobe und Nagasaki. Im November 1873 wird der vielseitig interessierte junge Mann Mitglied der „Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (OAG)“. Sie war damals gerade in Tokyo von deutschen Kaufleuten und anderen in Japan lebenden Deutschen gegründet worden, die in Ostasien nicht nur arbeiten, sondern auch Land und Leute, Kultur und Gebräuche in dieser Region, und besonders natürlich in Japan, kennenlernen und erforschen wollten.

Im August 1876 verlängert Jakob Winckler zum zweiten Mal seinen Zweijahresvertrag mit H. Ahrens & Co., wo er sich schon bald und besonders auf seinen Reisen – 1879 reist er sogar in die USA – auch mit dem Handelsgeschäft vertraut macht.

In dieser Firma spielt der Import nach Japan die Hauptrolle. Als z.B. 1876 die japanische Regie-

¹ Die vorliegende Darstellung basiert neben firmeneigenen Aufzeichnungen vornehmlich auf Unterlagen der Herren Fritz Gensen, Arthur Pawlenka, Gustav Selig sen., Hans Selig sowie Otto und Dieter Werner. Ausgewertet wurden ferner Berichte und andere Dokumente der Firma Bayer. Besonderer Dank gilt darüber hinaus der freundlichen Mitarbeit der Herren Günter Dölling und S. Yoshizawa. Als weitere Quellen dienen „The 4th [Kobe] Port Festival 1936 Souvenir Programme“, „Der erste April Eintausendneunhundertsechs“, „Geschichte des modernen Japan“ (Storry), „Japan, die Fremde – Japan, die Heimat“ (Lesser) und „S. Bing to Nihon“. – Ich selbst bin seit 1971 in unserer Firma tätig, dabei von 1988 an als Partner.

rung die erste automatische Seidenspinnerei 100 km nordwestlich von Tokyo einrichten läßt, liefert sie die dafür benötigten Maschinen, die sie aus Chemnitz/Sachsen importiert, und läßt sie unter Leitung eines Herrn C. M. Heer, der die Japaner auch in deren Gebrauch einweist, aufstellen.

Als H. Ahrens & Co. schließlich nach dem Tod des Inhabers den Export mangels Interesse ganz aufgibt, führt Jakob Winckler ihn, etwa ab 1876 oder 1877, unter eigener Regie und auf eigenes Risiko weiter, gelegentlich wohl auch schon in eigenem Namen. Der Export unterschiedlichster Waren aus Japan, bald in die ganze Welt, wird sein Geschäft in der Folgezeit und das seiner Nachfolger bis in die Gegenwart hinein prägen.

Die Geschäfte gehen gut.

Jakob Winckler reorganisiert im Jahre 1883 „seine“ Firma, nachdem er sich nunmehr in Freundschaft ganz von H. Ahrens getrennt hat, und sucht nach Partnern. Er bittet seinen Verwandten und Freund Ferdinand Danckwerts (1857-1929), der in Moskau bei einer deutschen Bank arbeitet, nach Japan zu kommen, und der willigt ein.



1885, wahrscheinlich im März, gründet Winckler daraufhin, zusammen mit Danckwerts und einem Schweizer namens Greppi, der aber nach einiger Zeit wieder ausscheidet, die Offene Handelsgesellschaft Winckler & Co. (Gomei Kaisha). Bis auf den heutigen Tag wird die Firma ihrem Prinzip treu bleiben: Die Geschäftsführung soll nicht in den Händen einer einzelnen Person liegen, sondern in den Händen von mindestens zwei gemeinsam agierenden Partnern.

Jakob Winckler ist – so läßt es sich wohl sagen – Techniker, Greppi ist Kaufmann – er war zuvor Prokurist bei H. Ahrens – und Danckwerts ist Bankmann, ein gutes Gespann. Die Firma hat ihre Adresse in dem zu jener Zeit noch exterritorialen Gebiet von Yokohama, Nr. 245. Winckler ist jetzt 34 Jahre alt, Danckwerts 28.

1885 wird wohl zutreffend als das „endgültige“ Gründungsjahr angesehen, obwohl die Ursprünge der Firma, wie wir gesehen haben, erheblich weiter zurückliegen.

Was macht Winckler & Co. in den ersten Jahren? Ein gutes Geschäft macht man z.B., indem man von einem japanischen Importeur Albatros-Federn aus der Südsee kauft, diese sortiert und klassifiziert, um sie dann nach Europa und in die USA zu exportieren. Dort schmücken sie Damenhüte, die ganz große Mode damals.

Oder man handelt mit kunsthandwerklichen Gegenständen, insbesondere mit Porzellan, was Jakob Winckler bei H. Ahrens gelernt hat. Er ist „nebenher“ Kunstkenner und Kunstfreund, was wohl erklärt, daß er 1890 als einziger Ausländer einen Betrag von 20 Yen (heute wären das rund 150.000 Yen) dem Förderverein der Kunsthalle Kyoto stiftet. Winckler & Co. bleibt noch für Jahrzehnte in dieser Art Handel tätig. Man beschickt z.B. im Jahre 1894 die Kunstgewerbeausstellung in Paris und ist über einen Herrn namens S. Bing, der in den 1870er Jahren in Japan gelebt und Jakob Winckler gut gekannt hat, im Pariser Kunsthandwerks-geschäft vertreten. Kunsthandwerkliche Gegenstände jeglicher Art, wie etwa Lackwaren, werden für sehr viele Jahre zu einem wichtigen Exportartikel der Firma.

Die Geschäfte wachsen, und so wird 1891 eine Zweigstelle in Kobe eröffnet. Es ist die Zeit, in der jene Hafenstadt sich anschickt, Yokohama als Außenhandelsplatz zu überrunden. Es ist anzunehmen, daß auch der kunsthandwerkliche Handel diese Entscheidung mit beeinflußt hat, denn Kobe liegt viel näher zu Kyoto und den anderen Kunsthandwerkszentren als Yokohama. Zudem kränkelt Jakob Winckler und zieht das klimatisch günstigere Kobe Yokohama vor und führt nun die Geschäfte von dort aus, während Danckwerts die Leitung in Yokohama innehat.

Jakob Winckler wird wohl zu Recht als der Initiator der Perlmutterknopf-Industrie in Japan betrachtet. Er, der Techniker, richtet als erster zu Anfang der 90er Jahre in Kobe, assistiert von einem Herrn Wernstedt, einem Experten, den er aus Ölsnitz im Vogtland samt deutschen Spezialmaschinen „herübergeholt“ hat, eine kleine Perlmutterknopf-Fabrik ein. Sie gilt als Keimzelle der japanischen Knopf-industrie.

Es wird berichtet, daß in Wincklers dortigem Lagerhaus viele Dutzend Mädchen nur damit beschäftigt waren, die Knöpfe für den Export nach Größen zu sortieren und auf Karten aus Pappe in Reih und Glied zu nähen. Im Laufe der Zeit wurden Tausende von Tonnen Trokas-Muscheln aus Indonesien importiert. Später befassen sich Hunderte von japanischen Firmen mit dem Perlmutterknopf-Export. Noch 1936 zählten solche Knöpfe zu den bedeutendsten Ausfuhr-Artikeln des Hafens von Kobe. – Wernstedt heiratete übrigens eine Japanerin und blieb auch im Ruhestand in Kobe wohnen.

Doch noch einmal zurück zu den Anfängen. 1895 kehrt Jakob Winckler nach Deutschland zurück, wo er noch im selben Jahr eine weitere Niederlassung, und zwar in Hamburg gründet; er ist jetzt 44 Jahre alt. Somit obliegt die Firmenleitung in Japan

nun dem 38jährigen Danckwerts, der die Firma, später jedoch von Hamburg aus, erfolgreich führt, bis er am 25. März 1929 72jährig auf einer Geschäftsreise in Frankfurt am Main stirbt.

Danckwerts gilt bis zu seinem Tod als „sehr gestrenger und gefürchteter Seniorchef“. Einer seiner Söhne, Helmut Danckwerts, arbeitet für einige Zeit in den 30er Jahren im Kobe-Büro. Einer seiner Neffen ist der bekannte Reisebuch-Autor Klaus Mehnert („Ein Deutscher in der Welt“), der auf seiner Japanreise im Jahre 1929 auch kurz Winckler & Co. in Kobe aufsucht. Einen weiteren Verwandten, Gustav Selig sen., der für die Firma eine wichtige Rolle spielen wird, werden wir später noch kennenlernen.

Als Jakob Winckler 1895 nach Deutschland zurückkehrt, schickt er im selben Jahr den damals erst 20jährigen Fritz Gensen, einen guten Bekannten, zur Verstärkung nach Japan. Dieser wird 1905 zunächst Prokurist und dann 1910 Partner. Er wird, nachdem Danckwerts nach Hamburg gegangen ist, die Firma in Japan leiten, bis auch er 1929 nach Deutschland zurückkehrt, um nach dessen Tod die Leitung des Hamburger Büros zu übernehmen.

Das Hamburger Büro spielt von Anfang an eine wichtige Rolle. Es kann 1895 zwar als eigenständige Firma ins Handelsregister eingetragen werden, muß sich aber zunächst „J. Winckler“ nennen, da der Name „Winckler & Co.“ leider schon anderweitig vergeben ist. Später, als jene Firma erlischt, erfolgt die Umbenennung in „Winckler & Co.“ Bis 1945

betrachtet man sich hier mehr oder weniger als Agent der Firma in Japan, aber im Laufe der Geschichte wird das Hamburger Büro immer wieder entscheidend zu deren Erhalt beitragen.

Seit Gründung der Firma hat sich das japanische Umfeld verändert. Während anfangs die Männer noch mit dem Haarknoten herumlaufen, Säften und Rikschas der Fortbewegung dienen, Waren mit Schubkarren und Pferdefuhrwerken transportiert werden, modernisiert sich Japan zusehends.

Ab dem 16. Dezember 1890 kann man Winckler & Co. unter der Telefonnummer 28 erreichen. Gerade mal einunddreißig Anschlüsse gibt es damals in Yokohama. Das Hauptbüro befindet sich jetzt in Nr. 256, Yamashita-cho, Naka-ku, Yokohama, wo es noch für die nächsten hundert Jahre bleiben wird.

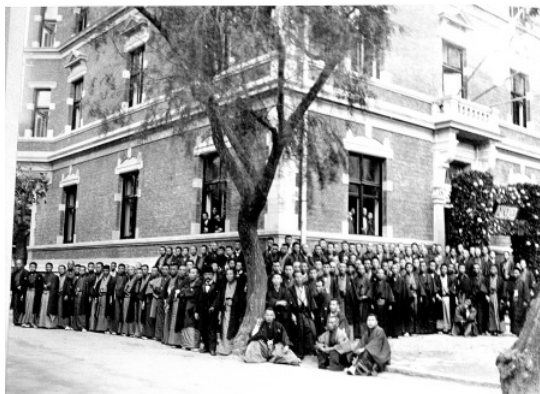
Von der Ausweitung der Geschäftsverbindungen in jener Zeit, besonders auch nach Süd- und Mittel-

amerika, zeugen zwei noch im Besitz der Firma befindliche Wörterbücher: „Webster’s Dictionary“ von 1889 und ein Spanisch-Deutsch/ Deutsch-Spanisches Wörterbuch von 1891.

In den folgenden Jahren kommen immer mehr Warengattungen hinzu, welche die Firma als für den Export geeignet entdeckt und fördert, wie z.B. Strohgeflechte und Lackwaren, für die auch eigene Fabriken eingerichtet werden, sowie Pfefferminz, Menthol, Porzellan, Japan-Wachs und Bambus.

Später werden auch Felle aus Nordjapan, Sachalin und Sibirien wichtige Exportartikel. Es werden auch umfangreiche Geschäfte in Pfefferminzöl und Menthol getätigt, die allerdings nur durch langfristige Vorfinanzierung der Lieferanten und Hersteller möglich werden. Die Vorfinanzierung wird für die Firma Jahrzehnte lang eine große Rolle spielen. Heute ist die Finanzierung im Importgeschäft ein nicht unwesentlicher Bestandteil der Aufgaben unserer Firma.

Winckler & Co. wächst, und man kann guten Mutes am 1. Januar 1900 in ein neues Jahrhundert schauen; fünfzehn Jahre erfolgreicher Aufbauarbeit liegen hinter Winckler, Danckwerts und Gensen.



Firma Winckler in Kobe, um 1905

Einen hübschen Einblick in diese Zeit gibt ein Brief von Gustav Selig sen. an seine Eltern in Lüneburg. Gustav Selig sen. war auf Vermittlung von Danckwerts, mit dem er – wie schon erwähnt – verwandt ist, in die Firma eingetreten. Für seinen Einsatz ist er gut vorbereitet, denn bevor er 1898 mit dreiund-

zwanzig Jahren nach Japan ausreist, lernt er in Berlin in dem 1887 gegründeten „Seminar für orientalische Sprachen“ (heute der Universität Bonn angeschlossen) erst einmal ein ganzes Jahr lang und höchst intensiv Japanisch, was damals wahrhaftig selten geschieht. Schon bald wird er Partner werden, sein Sohn, Gustav Selig jun., wird die Firma nach dem Zweiten Weltkrieg in Japan wieder zum Leben erwecken, und seine Enkel werden sie in das 21. Jahrhundert führen.

Der besagte Brief datiert vom 22. August 1900. Er handelt von der Besteigung des Fuji und beschreibt längst Vergessenes und doch immer noch gleich oder ähnlich Gebliebenes.¹

¹ Hier folgt die mit einigen markanten Zitaten versehene äußerst stark geraffte Nachzeichnung des besagten Briefes; im originalen Wortlaut nachzulesen in StuDeO INFO Dezember 2004, S. 15-17, INFO April 2005, S. 4-6 und INFO September 2005, S. 3-8.

Die militärisch-politische Lage bei und in Nanking gegen Ende 1937 und in der Zeit vom 13. Januar bis zum 21. März 1938¹

2. Teil

Paul Scharffenberg

Die Lage am 28. Januar 1938:

Unsere Verpflegung durch die Japaner ist vollkommen unzureichend. Wenn wir auf sie angewiesen wären, könnten wir verhungern. Gestern hat der Däne [Bernhard] Sindberg von der Zement-Fabrik uns wieder ein kleines Schwein, Eier, zwei Enten gebracht. Er wurde zwar unterwegs verhaftet, ist aber mit Zuwendung einer Kiste Bier an die Wache durchgekommen unter Bedeckung von einem Offizier und drei Mann! Wir geben den anderen Deutschen, den Boys und Polizisten davon ab. Zwiebeln gibt es gar nicht und nur ganz wenig Gemüse. So sind alle Fremden in ihrer Angst vor Skorbut wegen des vielen Reis-Essens auf Äpfel erpicht, die es in den japanischen Kantinen – aber nur gegen Yen – gibt. Und da setzt die Jagd nach Yen ein. Unsere Yen 100 sind alle.

Die Japaner haben alles Vieh mutwillig getötet, z. B. alle Wasserbüffel. Wenn nun ein Bauer durchgekommen ist, so kann er die Reisfelder nicht bestellen, also Hungersnot ist die Folge.

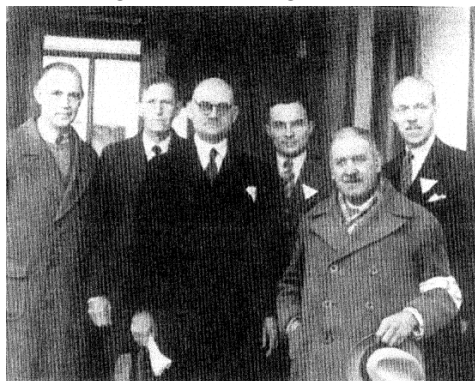
Die Chinesen trauen sich immer mehr aus der Sicherheits-Zone heraus, aber nur am Tage. In der Mehrzahl sind es die uralten Weiber und Kinder, die nun unter den Augen der Japaner lustig plündern. Man hat den Eindruck, daß die Japaner das begünstigen, um die Schuld von sich abzuwälzen. Besonders viel Holz wird gestohlen, z. B. die Schutzgerüste an den Straßenbäumen, Bambuszäune verschwinden im Handumdrehen, und aus den Häusern wird herausgeschleppt, was die Japaner drin gelassen haben.

Und so soll hier in der Sicherheits-Zone schon ein ganz lustiger „Diebesmarkt“ sein. Das ist eine große Versuchung aller Diener, die nicht bezahlt werden, und eine Gefahr für die Habe der [evakuierten] Deutschen, die ihren Leuten kein Geld senden. Sie halten sich schadlos an der Verschleuderung der Habe ihrer Brotherren, um ihr Leben zu fristen. Flugzeuge sind dauernd über uns. Am 25.1. haben Chinesen den Flugplatz bombardiert, am 26.1. abends war japanischer Luftschutz, alles dunkel.

Die Lage am 3. Februar 1938:

Hier ist eine neue Schwierigkeit insofern entstanden, als nicht mehr alle Banknoten ange-

nommen werden, sondern nur von der Central Bank of China, der Bank of China, der Farmers Bank of China und der Bank of Communications. Yen sind sehr gefragt. Ich habe heute den Amerikanern vom Sicherheits-Komitee von einer Sendung aus Shanghai damit ausgeholfen.



*Mitglieder des Internationalen Sicherheits-Komitees und des Internationalen Roten Kreuzes (1937/1938)
V.l.: Forster, Mills, Rabe, Smythe, Sperling, Podshivloff
Quelle: The Picture Collection of Nanjing Massacre and International Rescue, S. 35*

Am 1.2. hatten BR. [Botschaftsrat] Hidaka und Generalmajor Homma alle Beamten eingeladen, also außer uns den englischen Konsul Jeffery und Archivist Williams und von der amerikanischen Botschaft Allison und V. K. Percy. Dazu den japanischen Stab und viele Offiziere. Homma, ein großer starker Mann, wirkt wie der bekannte Pfarrer Kneipp, also gar nicht japanisch. Er war Militär-Attaché in London und hat den Prinzen Chichibu von den Krönungsfeierlichkeiten in London begleitet. Ich habe lange gesprochen mit Oberst Akira Muto, der zwei Jahre in Dresden war, von dem man sagt, er werde demnächst sicher Kriegsminister. Wir essen an drei Tischen zu je etwa zehn Mann, hinter uns die nötige Anzahl Geishas zur Sake-Bedienung. Es wurde von Anfang an mächtig gezecht, Major Hungo behauptete, Sake sei „wasserähnlich“ und wollte [Konsulatssekretär Alfred] Hürter unter den Tisch trinken. Es wurde auch gesungen, außer japanischen Liedern: Die Wacht am Rhein. Nachher wurde getanzt und wieder gezecht. So um 11 waren alle Japaner blau und ziemlich hemmungslos, wir verdrückten uns dann so 11.30 Uhr, sozusagen im besten Einvernehmen!

¹ Auszüge aus Augenzeugenberichten von Paul Scharffenberg, Kanzler der Deutschen Botschaft in Nanking.

Leider hat wieder ein Wechsel in der Stadt-Be-
setzung stattgefunden, die alten Mannschaften sind
durch junge ersetzt worden, und so kommen leider
wieder viele Plünderungen, Vergewaltigungen und
im Zusammenhang damit Morde vor. Die armen
Leute sind in großer Not, denn am 4.2. soll die Si-
cherheits-Zone geräumt werden, evtl. mit Gewalt.
Wenn nun einer der Missionare oder [John] Rabe
usw. in ein Lager kommen, werfen sich die jünge-
ren Frauen und Mädchen hin, schlagen sich im Ko-
tow die Köpfe wund und flehen, sie im Lager zu
lassen. Das Komitee versucht das und will erst mal
die älteren Semester herauslassen. Aber man weiß
nicht, wie das enden wird.

Das Wohnviertel hat in sanitärer Hinsicht so un-
glaublich viel eingeblüht, daß man kaum noch hin-
durchgehen kann, es stinkt ganz schrecklich, die
Trottoirs sind voll Unrat und nicht mehr zu passie-
ren, in den Häusern sieht es noch schlimmer aus.

An die Begleitung durch den Gendarm haben wir
uns gewöhnt, oft ist sie notwendig und vielfach
nützlich. Am 29.1. bekamen wir von den Japanern
wieder eine Proviant-Sendung aus Shanghai, die
redlich geteilt worden ist, auch an die Boys etc.
Kostete \$ 182.-.

hielten uns eine lange Zeit ganz gemütlich, mit ei-
nem Male wurde es still und feierlich, alles nahm
Platz, legte die Zigaretten weg und ... da setzte
Amaya seine Brille auf, zückte eine Rede und hielt
uns eine Ansprache, die der junge, nette und stets
hilfsbereite Attaché Fukuda Satz für Satz übertrug.
Der Sinn war, daß der General, sonst ein ganz ge-
mütlicher rundlicher Herr, den Fremden mächtig
eins auswischte. Er stellte die These auf, daß es
ohne die Fremden viel besser in Nanking gegangen
wäre. Die Chinesen hätten sich hinter die Rock-
schöße der Fremden verkrochen und im Vertrauen
auf deren Intervention den Japanern zu trotzen ge-
wagt. In Yang-chow, wo er bisher Orts-Komman-
dant war, habe sich alles in ein paar Tagen wun-
derbar eingespielt und das gesellschaftliche Leben
sei kaum unterbrochen worden. Seine Ansprache
gipfelte in den Satz: "Please don't interfere in my
dealings with the Chinese!" –

Ich glaube, daß er in gewissem Sinn recht hat. Das
Sicherheits-Komitee ist den Japanern seit je ein
Dorn im Auge, seit dem 4.2. hat auch eine große
Menge Chinesen die Lager verlassen und irgendwo
in der Stadt Unterschlupf gefunden. J. Rabe als
Vorsitzender, dessen Verdienste ja ganz außer-

ordentlich große sind, hat sich m.E. zu
sehr von den Amerikanern einlullen las-
sen und macht Vorspanndienste für
amerikanische Interessen und die Mis-
sionare, die auf einen Seelenfang en
gros ausgehen. Er hätte am 4.2., dem
Termin zur Räumung der Sicherheits-
Zone, sein Amt niederlegen und aus
Nanking verschwinden können, da war
der Höhepunkt seiner hervorragenden
Tätigkeit erreicht, und er hätte einen
äußerst glanzvollen Abgang gehabt.
Rabe sieht das selbst ein, bemüht sich
auch um die Ausreise-Erlaubnis der Ja-
paner, ist aber immer noch tätig, sich
bei den in der letzten Zeit leider wieder
häufig gewordenen blutigen Ausschrei-
tungen von japanischen Plünderern ein-
zusetzen. Das geht uns Deutsche m.E.

gar nichts an, zumal man deutlich sehen kann, daß
die Chinesen, sowie sie auf die Japaner allein an-
gewiesen sind, sogleich mit ihnen fraternisieren.

[General Iwane] Matsui war neulich hier, um Ord-
nung zu schaffen, und hat in Gegenwart des Gener-
als Amaya den Mitgliedern der Stadtverwaltung
seinen Standpunkt klargemacht. Man spürt aber
auch Amaya's Hand insofern, als er alle „Auto-
Leichen“ von den Straßen entfernen läßt: Umge-
stürzte Lastwagen, Omnibusse und zahlreich he-
rumliegende, zum Teil halb abgewrackte Autos al-
ler Art sind mit Benzin übergossen und verbrannt,

LIST OF INTERNATIONAL COMMITTEE FOR NANKING SAFETY ZONE (Original Members)
安全區國際委員會成員 (最初成員及候補成員)

1. Mr. John H. D. Rabe, Chairman	拉貝 主席	German	德國人	Siemens Co. 西門子洋行
2. Dr. Lewis S. C. Smythe, Secretary	史邁斯 秘書長	American	美國人	University of Nanking 金陵大學教授
3. Mr. P. H. Munro-Faure	芒羅-福斯	British	英國人	Asiatic Petroleum Co. 亞細亞石油公司
4. Rev. John G. Magee	馬吉牧師	American	美國人	American Church Mission 美國聖公會
5. Mr. P. R. Shields	希爾茲	British	英國人	International Export Co. 和記洋行
6. Mr. J. M. Hansen	漢森	Danish	丹麥人	Texas Oil Co. 德士古石油公司
7. Mr. G. Schultze-Pantin	舒爾茲-潘廷	German	德國人	Shingming Trading Co. 興明公司
8. Mr. Iver Mackay	麥凱	British	英國人	Butterfield & Swire 太古公司
9. Mr. J. V. Pickering	皮克林	American	美國人	Standard-Vacuum Oil Co. 美孚石油公司
10. Mr. Eduard Sperling	史波林	German	德國人	Shanghai Insurance 上海保險公司
11. Dr. M. S. Bates	貝茨	American	美國人	University of Nanking 金陵大學教授
12. Rev. W. P. Mills	米爾斯牧師	American	美國人	Northern Presbyterian Mission 美國聖公會
13. Mr. J. Lean	利恩	British	英國人	Asiatic Petroleum Co. 亞細亞石油公司
14. Dr. C. S. Trimmer	特里默醫生	American	美國人	Nanking University Hospital 金陵大學醫院
15. Mr. Charles Riggs	里格斯	American	美國人	University of Nanking 金陵大學教授
Mr. George Fitch, Admi. Director	費奇 副總幹事	American	美國人	Y.M.C.A. 基督教青年會中國區負責人
Mr. Xu Chuan-yin*	許傳音	Chinese	中國人	Y.M.C.A. 南京紅十字會副會長

Liste des Internationalen Komitees der Sicherheitszone von Nanking (1937)

Quelle: ebd., S. 32

Die Lage am 10. Februar 1938:

Die Japaner haben uns in der letzten Zeit gesell-
schaftlich sehr in Anspruch genommen: Am 3.2.
waren wieder alle Beamten eingeladen von BR.
Shinrokuro Hidaka, ohne Militärs, zugegen war
nur GK. [Generalkonsul] K. Fukui und ein Atta-
ché. Der Abend verlief bei gutem Essen und guten
Weinen im Gegensatz zu dem Homma-Fest sehr
ruhig und gemessen.

Am 5.2. waren wieder alle Beamten eingeladen,
und zwar zu einem Thee als Gäste des Garnison-
Kommandanten, Generalmajor Amaya. Wir unter-

die Reste weggeschafft worden. Viele Trupps arbeiten in der Stadt, beseitigen die herabhängenden Drähte der elektrischen Telegraphen-, Telefon- und Lichtleitungen und legen auch neue. Insofern ist also eine Besserung eingetreten. Und die Rote Swastika-Gesellschaft hat die Erlaubnis erhalten, die noch zahlreich herumliegenden Leichen zu begraben. Sie hat z.B. vor einigen Tagen aus einem einzigen Teich über 120 Leichen herausgefischt, deren Hände noch mit Draht zusammengebunden waren. J. Rabe hat die Sache selbst gesehen. Notabene: Ich selbst habe mehrfach gesehen, daß japanische Soldaten aus diesen Tümpeln Wasser in Kochgeschirren entnommen haben: Wünsche wohl zu speisen!

Am 8.2. um 16 Uhr waren alle Fremden in den uns nun schon vertrauten Räumen der Japanischen Botschaft versammelt, um einem Militär-Concert zu lauschen. Im großen Speisesaal saß die 42 Mann starke Kapelle, die eigens aus Tokyo verschrieben worden war. Nach No. 4 wurde eine Pause, ausgefüllt durch einen reichen Imbiß auf der Veranda, eingelegt. Die lange Tafel mit Kuchen, Süßigkeiten, Backwaren, Früchten usw. bog sich. Wiederum reichten Geishas Thee und zeigten beim Servieren von Cigaretten, besonders beim Anzünden, reizende Stellungen, die von den zahlreichen Presse-Photographen festgehalten wurden, um später durch Film und Zeitungen der erstaunten Welt das herzliche Einvernehmen zwischen Japanern und Fremden in Nanking vor Augen zu führen. Das war die Kehrseite der Medaille. Der Pferdefuß! – Leider können sich die Herren Berater¹ in Hankow noch immer kein richtiges Bild von Nanking machen. [Oberst Hermann] Voigt-Ruscheweyh bittet noch unter dem 17.1. (!), seinen Boy nach Hankow zu entsenden. – Ein Chinese kann überhaupt nicht herein oder heraus, d.h. die Stadtmauer passieren. Wir übrigens auch nicht. Ein Chinese kann zudem aus der Sicherheits-Zone nur mit einem japanischen Schein: „daß er gegen Japan keine feindliche Handlung unternommen hat“. Bei Fremden muß für Ein- und Ausreisen erst der ganze bürokratische und diplomatische Apparat in Bewegung gesetzt werden, und dann kann er erst mal warten! – Noch schlechter steht es mit dem Abtransport der Sachen. Ich wiederhole daher: Hier gibt es keine Kisten, Handwerker, Nägel usw. NICHTS! Übrigens ist hier trotz aller Nöte über Chinesisch Neujahr Tag und Nacht Feuerwerk abgebrannt worden.²

¹ Vgl. Bernd Martin (Hrsg.): Die deutsche Beraterschaft in China 1927-1938. Militär – Wirtschaft – Außenpolitik. Düsseldorf: Droste Verlag 1981.

² Unverzichtbarer Brauch, weil das Feuerwerk durch sein Krachen die bösen Dämonen vertreiben soll.

Zur Lage am 17. Februar 1938:

Bei der Fahrt durch die Stadt war eine gewisse Belebung zu verzeichnen, meistens natürlich nur ältere Semester. Das Komitee behauptet, daß schon 100.000 in der Stadt seien, also die Lager verlassen haben. Leider sind unter den Flüchtlingen schon Fälle von Beri-Beri, und das Komitee hat eilends aus Shanghai Bohnen eingeführt. Ich selbst sehe wegen Epidemien sehr schwarz, einmal wegen des Wassers, dann wegen des Unrats, und schließlich liegen noch zu viele Leichen herum.

Ab und zu sehen wir vom Lotus-See aus einen Zug aus Shanghai einfahren, angeblich laufen jeden Tag drei Züge ein, sie fahren ziemlich schnell, aber abends ohne Licht. Wie hier ja überhaupt sehr auf Ablenkung wegen der Flieger gehalten wird. Nachts ist Nanking stockdunkel.

Zur Lage am 4. März 1938:

Am 23. Februar ist Herr Rabe abgereist, nachdem er in mehreren eindrucksvollen und würdigen Versammlungen von Chinesen und Fremden mit vielen guten und ergreifenden Reden als Zeichen der großen Dankbarkeit für seine Verdienste um die Sicherheits-Zone abgefeiert wurde. Er selbst mußte auch mehrfach sprechen und hat besonders am 21. Februar abends bei der Feier der amerikanischen Missionare und aller Fremden dem japanischen Generalkonsul Fukui gegenüber die richtigen Worte gefunden, die Arbeit des International Relief Committee's, wie es sich jetzt nennt, zu unterstützen.

Am 27. Februar sind dann noch abgereist: der Österreicher Rupert Hatz, der sich hier sehr bewährt hat, und der Balte Zaudig, an Deutschen sind also nur noch in Nanking der Hotelier Richard Hempel und der Polizei-Meister Eduard Sperling. Die Sicherheits-Zone ist jetzt zu 50% geräumt, man sieht bis zum Anbruch der Dunkelheit schon viele Chinesen in der Stadt. Aber nur vereinzelt Rikshas, keine Pony-Wagen, ab und zu mal einen Esel als Zugtier.

Die Verkehrs-Polizei ist auch verstärkt worden, und man sieht japanische Patrouillen durch die Sicherheits-Zone ziehen in Begleitung von zwei chinesischen Polizisten, die eine weiße Flagge tragen mit der Aufschrift, die Zone zu räumen. Also Gewalt wird nicht angewendet.

Der amerikanische Arzt Dr. Brady ist eingetroffen und hat vom Relief Committee den Auftrag erhalten, alle 36 Flüchtlings-Lager zu kontrollieren und alle Leute zu impfen. Einige Tausend hat er schon geimpft. Und der Polizei-Meister Sperling hat den Auftrag erhalten, mit ihm gemeinsam zu arbeiten und dafür zu sorgen, daß alle Lager gesäubert werden. Sperling organisiert nun eine Art „Müllab-

fuhr“, denn man kann sich kaum vorstellen, wie hier alles verschmutzt ist, der Unrat liegt auf den freien Plätzen zwischen den Häusern im Wohnviertel meterhoch, und außerhalb ist es noch viel schlimmer.

Der Garnison-Kommandant, Generalmajor Amaya, hat eine feste Hand, von Ausschreitungen hört man nichts mehr, und auch sonst wird Ordnung geschafft. Alle die abgeholzten Bäume, die die Chinesen für Sperren gegen Tanks verwenden wollten, sind bei Seite geschafft worden, so daß die Straßen beim Sun Yat-sen Mausoleum wieder frei sind. Aber in dieser ganzen Gegend, die doch wohl so groß ist wie das von der 48 km langen Stadtmauer eingefasste Stadtgebiet, sieht man keinen Bauern. Die ganze Ernte verkommt dort.



Ein Stadttor von Nanking in Friedenszeiten (1931)

Quelle: StuDeO-Fotothek P3792

Auch das Kriegs-Material wird gesammelt und abgefahren, alles ist aufgestapelt in Hsiakwan auf der Linie vom Bahnhof zum niedergebrannten Bridge House Hotel – wo wir aber unter keinen Umständen hingelangen dürfen. Dort lagern Tausende von Autos aller Sorten, Dampfwalzen usw., die nach Japan abtransportiert werden, z.T. zum Verschrotten. Die Feuerwehr-Züge aber, die auch requiriert waren, sind den Chinesen zurückgegeben worden. Das Relief Committee unterhält Hospitäler in der Universität, im Waichiaopu, in der großen Zeitung am Potsdamer Platz und das Kulo-Hospital. Die Japaner haben außer dem Central-Hospital ein weiteres eingerichtet in der Filiale der Bank of China am Justiz-Palast. Alles in allem genommen haben sich die Verhältnisse hier etwas gebessert, ein großer Nachteil ist natürlich, daß die Wasserleitung noch immer nicht gut funktioniert.

Die Herren Hempel und Sperling tragen sich mit dem Gedanken, das Foo Chong Hotel über kurz oder lang aufzumachen. Sie rechnen auf Zuspruch durch japanische Offiziere und durch Chinesen vom Selbstverwaltungs-Komitee für deren Gastereien mit Japanern. Die Ein- und Ausreise hier wird von den Japanern noch immer sehr erschwert, d.h. für Fremde. Der Attaché Fukuda war wieder in Shanghai, diesmal per Auto, er hat 8 Std. ge-

braucht und behauptet, daß die Straße gut in Ordnung gebracht worden sei. Wir aber sitzen hier wie im Mauselloch, der Japaner ist der Kater!

Die Zustände am 21. März 1938:

Die Postverbindung von Shanghai aus ist noch immer sehr schlecht und fast nur durch die englischen Kanonenboote möglich. Die letzte Post ist am 11. März eingegangen, die vorletzte am 22. Februar.

Der Postal Commissioner W. N. Ritchie ist Anfang März eingetroffen und insofern optimistisch gestimmt, als er hofft, am 25. März hier fünf Postämter eröffnen zu können. Übrigens hat Mr. Ritchie selbst wegen der japanischen Zensur gewarnt, amtliche Post hier aufzugeben. Ich selbst sehe vorläufig keine Möglichkeit der Abstellung des bisherigen Verfahrens, also Verwendung von Gelegenheits-Kurieren.

Der neue Japanische Generalkonsul Y. Hanawa ist am 6. März eingetroffen, und der bisherige Amtsleiter, Generalkonsul K. Fukui, am 10. März über Shanghai nach Bombay abgereist. Am 18. März waren die Beamten des Japanischen Generalkonsulats zum Tiffin Gäste von [Legationssekretär] Dr. [Georg] Rosen, GK. Hanawa, Konsul Tanaka und Attaché Fukuda. Man hatte den Eindruck, daß sie gut miteinander harmonieren, was ja schon viel wert ist.

Wir haben hier eigentlich nur ein größeres Sorgenkind, nämlich das Elektrizitäts-Werk, von dem das Wasserwerk abhängt. Es ist Anfang März nun vollkommen zusammengebrochen und inzwischen mühsam wieder zusammengeflickt worden. Ab und zu versagt abends das Licht, man muß immer Petroleum-Lampen zur Hand haben. Viel schlimmer ist natürlich die Wasserfrage. Tagelang ist das Wasser ganz ausgeblieben, und jetzt kommt es nur in dünnen Strahlen. Der Hauptgrund des Versagens ist aber, daß in den niedergebrannten und vielen verlassenem Häusern die Leitungen abgebrochen sind, so daß das Wasser dauernd entströmt. Auch viele Hydranten sind entzwei. Jedenfalls hat sich das Bild in der Stadt seit Januar sehr stark verändert. Es sollen bereits 3.000 kleine japanische Händler hier sein mit Kind und Kegel. Die Chinesen beschränken sich in der Hauptsache auf den Handel auf der Straße in der Sicherheits-Zone, wo überall kleine Buden errichtet worden sind.

Zu erwähnen ist noch, daß die Japaner mit der Bahn noch weitere 6.000 Mann, im ganzen also bisher 8.000, auf die Dörfer usw. in Richtung Shanghai abgeschoben haben. Trotzdem ist die Sicherheits-Zone noch immer wie ein Bienenschwarm. Und davon, wie die von den Flüchtlingen besetzten guten Häuser ruiniert werden, kann

man sich keinen Begriff machen.

Der Däne Sindberg von den Kiangnan Cement Works hat die Weisung erhalten, nach Shanghai zurückzukehren, es bleibt dann nur Dr. [Karl] Günther [*Ehemann des StuDeO-Mitglieds Edith Günther*] dort. Sindberg erzählte und Dr. Günther, der

gestern hier war, bestätigte es, daß in dieser Gegend schon Räuberbanden seien, schwer bewaffnet, auch mit Maschinengewehren. Das sind geflohene Soldaten und Verwundete, die sich bisher in den Bergen versteckt gehalten hatten. Das sind sehr schlechte Aussichten für die wenigen Bauern.

Mein Vater Paul Scharffenberg

Ein Leben im diplomatischen Dienst in China

Renate Scharffenberg



Mein Vater Paul Scharffenberg wurde am 2. Dezember 1873 auf dem elterlichen Gut Kobylnik bei Posen geboren. Sein Vater, ursprünglich Landwirt und Gutsbesitzer, war

Seconde-Leutnant der Infanterie und nahm an den Kriegen 1866 und 1870/1871 teil. Wegen des Mangels an Offizieren diente er noch einige Jahre länger, bis die Reserveoffiziere entbehrlich geworden waren. Da die Familie in finanzielle Schwierigkeiten geriet, mußte das Gut verkauft werden, und nach dem Tod der Mutter kamen mein Vater als der Älteste und die Schwester zu Verwandten, die drei jüngeren Brüder auf ein kleines Institut in Ostpreußen.

Paul mußte 1888 auf die Unteroffiziers-Vorschule nach Annaberg – offenbar war es nicht möglich gewesen, ihm einen Platz in einer Kadettenanstalt zu erwirken. Er diente zunächst an der Unteroffiziers-Schule in Weißenfels, dann in Hanau und Wiesbaden. 1894 wurde er als Sergeant zum Lehr-Infanterie-Bataillon in Potsdam kommandiert.

1900/1901 war er als Feldwebel Mitglied des Ostasiatischen Expeditionskorps in China während des Boxer-Aufstands, nahm an verschiedenen Kampfeinsätzen teil und blieb bis 1903 aktiv in der Besatzungsbrigade. Am 19. September 1903 schied er nach zwölf Jahren mit dem im Heer seltenen Dienstgrad eines Feldwebelleutnants aus dem aktiven Militärdienst aus und erhielt am Deutschen Konsulat in Tientsin den Posten eines Konsulatssekretärs. 1913 wurde er dort zum Kanzler ernannt. Im Juni 1916 heiratete er Hilde Wedde, die 1911 als junge Lehrerin nach China gekommen war, wo sie zunächst die vier Kinder Constantin von Hannekens, des „Kohlenkönigs von Kalgan“, unterrichtete, bis sie 1914 an die Deutsche Schule in

Tientsin berufen wurde, als deren Lehrer nach Tsingtau zum Militär eingezogen wurden.

Im April 1917, nach dem Eintritt Chinas in den Ersten Weltkrieg, wurde das deutsche Personal des konsularischen Dienstes ausgewiesen und mußte auf dem Umweg über Japan, die USA, Norwegen und Dänemark nach Deutschland reisen. Von Ende 1917 bis 1921 war mein Vater der Deutschen Gesandtschaft in Bern zugeteilt und kehrte dann nach einem kurzen Einsatz im Auswärtigen Amt in Berlin 1922 auf seinen Posten am Generalkonsulat in Tientsin zurück.

Seit 1924 arbeitete er dann als Kanzler an der Deutschen Gesandtschaft in Peking – glückliche Jahre –, bis diese, zur Botschaft aufgewertet, 1935 nach Nanking übersiedelte. Hier erlebte er 1937/1938 den Einmarsch der Japaner.



Kurz vor seiner Pensionierung und damit dem endgültigen Abschied aus China – alles war zur Verschiffung vorbereitet –, starb er in der Nacht, die dem Abschiedessen beim japanischen Generalkonsul Hanawa folgte, am 19. Juni 1938 an einer Lebensmittelvergiftung. Er wurde auf dem kleinen Ausländerfriedhof in Nanking beigesetzt. Meine schwerkranke Mutter, die bereits 1937 zu uns Kindern nach Deutschland zurückgekehrt war, überlebte die Nachricht von seinem Tode nur um zehn Tage. Zurück blieben mein Bruder Hans-Georg, damals achtzehn, und ich, vierzehn Jahre alt.

Die erste Nachkriegszeit in Kobe, die Ausweisung der Deutschen aus Japan und der Transport mit der „Marine Jumper“ 1947

3. Teil: Der Anfang in Deutschland

Friedrich (Fritz) Flakowski

24. bis 27. März 1947: Erst am nächsten Tag kamen wir nach einer unendlich langen Bahnfahrt mit etlichen Unterbrechungen (damals nichts Ungewöhnliches) in Ludwigsburg, genauer: im “Repatriation Center, US Internment Camp 74”, an.

In Ludwigsburg bestand seinerzeit ein amerikanisches Sammellager für Soldaten der Wehrmacht und der SS sowie für Zivilgefangene, wobei Soldaten und Zivilisten getrennt gehalten wurden. Es herrschte ein unvorstellbares Chaos. Überall Menschenmassen, Säcke, Koffer und Kisten. Wie sollte man da seine wenige Habe wiederfinden?

Männer und Frauen wurden sofort wieder getrennt. Die Unterbringung war so unerträglich, daß ich viele Details verdrängt habe. Überall hat es muffig gerochen. Die Räume waren dunkel und schmutzig und die sanitären Anlagen eigentlich unzumutbar. Die gesamte Unterkunft war nicht geheizt. Geschlafen wurde auf Strohsäcken.

Zum Frühstück gab es jeden Morgen etwa fünf Scheiben amerikanisches Weißbrot am Stück und ein Eßgeschirr voll Gerstenkaffee, was für den ganzen Tag reichen mußte. Zwischendurch gab es eine warme Kohlsuppe. Das war alles.

Das Internierungslager war mit einem hohen Stacheldrahtzaun umgeben und wurde im Außenbereich von bewaffneten Polen bewacht. Die warteten förmlich auf Zwischenfälle.

Täglich erfolgten stundenlange Verhöre im Rahmen der sogenannten „Entnazifizierung“, wobei unter anderem endlos lange Fragebögen ausgefüllt werden mußten. Man gewann den Eindruck, daß sie nicht im geringsten koordiniert abliefen, auch weil das Personal ständig wechselte und einige der Vernehmenden sogar keine Ahnung hatten, woher wir kamen und wie wir nach Deutschland gebracht worden waren. Ich mußte bei jedem Verhör meine beiden Arme freimachen und hochheben, denn man suchte nach Runenzeichen. Da keine gefunden wurden, wollte man mir zumindest die Zugehörigkeit zum Werwolf anhängen und drohte mir sogar mit der Verlegung auf den Hohen Asperg, ein Gefängnis in der Nähe von Ludwigsburg. –

Unsinn: Dem Werwolf (auch fälschlich „Wehrwolf“), jener Anfang April 1945 in den besetzten Gebieten Deutschlands ins Leben gerufenen natio-

nalsozialistischen Untergrundbewegung, hätte ich ja auch gar nicht angehören können!

Schließlich haben wir die Tage im Lager Ludwigsburg überstanden. In der Entlassungsbescheinigung wurde bestätigt, daß wir aus Japan ausgewiesen wurden. Der englische Text bescheinigte eine “deportation”, keine Repatriierung.



Lager Ludwigsburg, links: Heinrich Mielke

27. bis 29. März 1947: Vom Lager Ludwigsburg aus brachte uns ein großer US Army Truck, auf dessen Ladefläche wir sitzen oder stehen mußten, über die Autobahn ins Flüchtlingslager I (Faberbau) der Umsiedlungskommission Bietigheim. Bei der herrschenden Kälte war das eine unangenehme Fahrt. – Am Rande: Gar nicht so wenige der Ausgewiesenen wurden – anders als wir – ohne jede Begründung bis zu zwölf Wochen und länger in Ludwigsburg festgehalten; einige mußten dort bzw. auf dem Hohen Asperg oder in anderen Lagern sogar bis zu zwei Jahre einsitzen.

Männer, Frauen und Kinder wurden zusammen in einem großen Saal untergebracht. Wir suchten uns drei nebeneinander stehende Feldbetten und verstauten unser Handgepäck. Sogleich mußten wieder Formulare ausgefüllt werden. Wir warteten nun auf die Zuzugsgenehmigung nach Hameln/Weser, wo mein Vater im Dezember 1946 nach seiner jahrelangen Gefangenschaft in Britisch-Indien bei seiner zuvor aus der Gegend von Ortelsburg/Ostpreußen geflüchteten Schwester eine Bleibe gefunden hatte.

Während der Tage in Bietigheim erlebten wir vor dem Lager einen regen Tauschhandel mit Zigaret-

ten. Was wir benötigten, war Bargeld, damit wir uns auf der bevorstehenden langen Reise unterwegs etwas zu essen und trinken kaufen konnten. Wir fanden in einer kleinen Poststelle einen Beamten, der uns gern einige Reichsmark für unsere Zigaretten gab.

Überraschend schnell erhielten wir eine vorläufige Zuzugsgenehmigung für Hameln, Lebensmittelmarken sowie drei Bahnfahrkarten.

29. und 30. März 1947: Nun folgte eine sehr beschwerliche und endlose Bahnfahrt in vollbesetzten, ja total überfüllten Zügen durch die amerikanische und die britische Besatzungszone mit mehrmaligen Kontrollen und Zugwechsell. Endlich erreichten wir Hameln und suchten meinen Vater auf. Das Handgepäck holten wir später mit einem Bollerwagen vom Bahnhof ab. – Die Reise vom Auslaufen in Kobe bis zur Ankunft in Hameln hatte insgesamt 48 Tage gedauert.

Hier sollte ich nun zusammen mit vier Personen, den Eltern, der Schwester und der Tante, in einem Raum von kaum zehn Quadratmetern Größe leben und das Schiller-Gymnasium besuchen. Aber es kam alles noch viel schlimmer als erwartet.

Das war also Deutschland oder besser gesagt, was von Deutschland übrig geblieben war. Die Stadt war voller Flüchtlinge und Vertriebene, insbesondere aus Schlesien, und täglich kamen neue aus dem Osten hinzu. Die Bezeichnung Vertriebene wurde von den Behörden damals noch nicht verwendet, obwohl bereits viele Millionen Deutsche aus dem Osten vertrieben worden waren. Alle Ankömmlinge hießen somit Flüchtlinge. Die Hamelner verhielten sich ihnen gegenüber sehr abweisend, mußten sich aber mit der „Auffrischung“ abfinden. Da die Infrastruktur nur wenig zerstört war, führten die Neubürger bereits innerhalb von etwa fünf Jahren einen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt und der Umgebung herbei. Zwei Quadratmeter Wohnfläche (1,41 m x 1,41 m) je Person war zwar untragbar. An die behördliche Zuweisung einer anderen Wohnung war dennoch

nicht zu denken. Wir wurden lediglich beim Wohnungsamt registriert und erhielten jeder einen Flüchtlingsausweis, mit dem man überhaupt nichts anfangen konnte. Nur durch Eigeninitiative kam man weiter. Nach einigen Monaten kamen meine Mutter, meine Schwester und ich zum Glück bei einem pensionierten Förster auf einem ungedämmten und nicht beheizbaren Dachboden unter. Mein Vater blieb bei seiner Schwester. Heiligabend 1947 verbrachten wir auf dem Dachboden.

In der Folge hat unsere Familie viel Schwieriges durchlebt und schließlich überlebt. Ich mußte wegen Spätfolgen meiner Malaria ins Krankenhaus. Kaum zu glauben, daß ich schon sieben Jahre später, 1954, mein Studium abschließen konnte. Von nun an ging es wieder aufwärts.

Im August desselben Jahres erhielten wir vom Ostasiatischen Verein Hamburg die Ankündigung, daß uns 110 Gegenstände unseres Eigentums zurückgegeben werden sollten. Sie wurden nicht spezifiziert, und so wußten wir nicht, worum es sich handelte. Wir waren hochofret. Nach einigen Tagen traf ein kleines Päckchen ein. Es enthielt bis auf eine Ausnahme 110 wertlose Kupfer- und Alu-münzen aus Ostasien, die ich als Kind gesammelt hatte. Für die anteiligen Frachtkosten und Spesen wurden uns unerfreulicherweise per Nachnahme DM 14,50 in Rechnung gestellt. Über unser sonstiges in Japan zurückgelassenes Eigentum haben wir nie wieder etwas gehört. Die Amerikaner, genauer: die Tripartite Commission in Japan konnte aber vorweisen, daß man dem Eigentümer eine stattliche Zahl von Gegenständen zurückgegeben habe. Damit sah diese Aktion sehr großzügig aus. So oder ähnlich wurden viele Deutsche hintergangen. Die Münzsammlung war so unwichtig, daß sie noch nicht einmal von der Treuhandstelle für Zivilvermögen (CPS) in ihre Listen aufgenommen wurde. Unter den Münzen befand sich aber eine wertvolle 1 Cent Münze der British East India Company von 1845 mit dem Bildnis der noch sehr jungen Queen Victoria, die man zum Glück übersehen hatte.

Anhang

1. Zur „Marine Jumper“:

Die „Marine Jumper“ wurde 1945 von der Kaiser Corporation, Vancouver/Washington gebaut. Ihr Heimathafen war Portland/Oregon. Mit ihren 12.420 BRT gehörte sie zur größten Klasse der C4-Transportschiffe, die während des Zweiten Weltkriegs in den USA gebaut wurden. Die „Marine Jumper“ gehörte zum Typ C4-S-A3, von dem fünfzehn Einheiten gebaut wurden. Es waren Einschrauben-Turbinenschiffe, deren maximale Ge-

schwindigkeit 15 Knoten betrug. Sie wurde 1946 von der United States Maritime Commission gechartert und als Truppentransporter eingesetzt, „to get the boys back home“ und um Einheiten der Besatzungstruppen nach Japan bzw. in die USA zu befördern.

Nachdem sie uns in Bremerhaven „abgeliefert“ hatte, soll sie mit displaced persons (Heimatvertriebenen) nach den USA zurückgefahren sein und brachte anschließend 800 amerikanische Studenten

nach Oslo, wo sie am 11. Juli 1947 eintraf. Die internationale Sommerschule der Universität Oslo sieht in der Ankunft dieser jungen Menschen mit der „Marine Jumper“ ihre Geburtsstunde und feierte deshalb 1997 ihr 50. Jubiläum.

Über ihr späteres Geschick gibt es höchst unterschiedliche Informationen. Am ehesten dürfte zu treffen, was Helmut Hirsinger jr. (in Yokohama geboren und lange als Nautiker für den Norddeutschen Lloyd tätig) mir 2001 mitteilte:

„[...] die ‚Marine Jumper‘ hat noch etliche Reisen gemacht, um Leute zu befördern, die eine neue Heimat suchten oder suchen mußten, und war im Koreakrieg noch als Truppentransporter eingesetzt. 1962 wurde sie zu einem Containerschiff für Malcolm McLean, den ‚Vater‘ der Containerisierung in Hamburg umgebaut (Name: „St. Louis“) und ist dann Anfang der 90er Jahre verschrottet worden.“

2. Zu Charles B. Burdicks Aufsatz „The Expulsion of Germans from Japan 1947-1948“:

Charles B. Burdick war Geschichtsprofessor an der San Jose State University von Kalifornien. Sein 1997 erschienener Aufsatz besteht aus einer Vielzahl einzelner Informationen, die er offenbar von überall her zusammengetragen, aber offenbar nie überprüft hat. Seine Angaben bzw. die seiner Quellen sind nämlich oft fehlerhaft, unhaltbar und vielleicht sogar zum Teil frei erfunden. Sie haben aber leider ihren Platz in der US-amerikanischen Dokumentation der Nachkriegszeit gefunden.

Mir liegt daran, als Zeitzeuge beispielhaft einige seiner Behauptungen und Unterstellungen richtigzustellen. Mehr würde zu weit führen. Aber Einiges kann wirklich nicht kommentarlos hingenommen werden:

Burdick gibt an, daß es unter den etwa 2.800 Deutschen 700 Flüchtlinge aus den „Dutch West Indies“ in Japan gegeben habe. Das stimmt nicht. Erstens waren es Vertriebene und keine Flüchtlinge, und zweitens stammten sie aus „Dutch East Indies“ (Niederländisch-Indien, dem heutigen Indonesien), genau auf der anderen Seite des Globus!

Einige weitere Beispiele: „Given the disarray of the Japanese system, the Germans suffered from neglect and their low-priority status.“ – Falsch: Keiner der Deutschen litt unter Vernachlässigung durch die Japaner oder Statusverlust.

“Under the circumstances, the Germans survived as best they could through black market activity, some canned foodstuffs in warehouse storage, the produce of their own gardens, stealing, and begging from the Americans after their arrival.“ – Uns ging es den Umständen nach recht gut, jedenfalls besser als **hier** behauptet. Niemand hat gehungert, auch wenn die Lebensmittelrationen oft sehr knapp

ausfielen. Die Deutschen haben weder gestohlen, noch haben sie bei den Amerikanern gebettelt, und nur wenige hatten einen eigenen Garten. Über die Frauen und Kinder aus Niederländisch-Indien, die noch auf die Rückführung nach Deutschland mit dem zweiten Transport warten mußten, gibt er sogar an: “They had survived as indigents on Japanese charity [...] und weiter: “they had survived by bartering their few belongings, by employing their children as beggars, and by stealing.” Nichts davon trifft zu. Und die Zurückgebliebenen haben nicht als Dürftige auf Kosten der japanischen Wohlfahrt überlebt.

Burdick versäumt es leider, eine unzutreffende, für die Japan-Deutschen allerdings folgenschwere Annahme der Alliierten richtigzustellen, wenn er darlegt: “The Potsdam Declaration had a loose directive calling for the elimination of those in authority and influence who had led Japan into aggression. They believed that German military, diplomatic and economic representatives had unduly influenced Japanese aggression. As an international precedent against future totalitarian machinations, they decided to remove the dangerous German influence.”

“They believed” – sie glaubten! Demnach wurden die Deutschen aufgrund einer bloßen, noch dazu unzutreffenden Vermutung aus Japan ausgewiesen. Die japanischen Expansionsgelüste, die schließlich, wie sich im einzelnen zeigen ließe, zum Pazifikkrieg führten, wurden keineswegs von deutschen Militärs, Diplomaten oder Repräsentanten der deutschen Wirtschaft vor Ort geschürt, sondern entstanden ganz allein bei den Militärs in Japan. – Davon, daß die gefährlichen Deutschen in Japan die Japaner zur Aggression angestiftet hätten, kann also im Ernst keine Rede sein.

Burdick gibt an, daß es gestattet war, “350 pounds per individual [ca. 159 kg] or 1.500 pounds per family [ca. 680 kg]” an Gepäck mitzunehmen. Das stand vermutlich irgendwo in den Unterlagen und sieht recht großzügig aus, stimmt aber insofern nicht, als diese Vorgaben nicht allgemein bekannt waren und de facto nach Belieben und sehr unterschiedlich angewandt wurden. Wir durften zum Beispiel als Familie (3 Personen) weit weniger und zwar höchstens insgesamt 150 kg mitnehmen. Das Handgepäck je Person durfte 20 kg (44 pounds) wiegen, sofern man es selbst tragen konnte. Das in unseren Fall zulässige Restgewicht (90 kg) verteilte sich auf zwei Kisten, die wir mitnehmen durften.

Es gibt, wie einleitend gesagt, noch etliche weitere Details in Burdicks Darstellung, die man kommentieren könnte. Die hier angesprochenen müssen jedoch genügen.

Peking

Erinnerungen an einen Lebensraum, den es nicht mehr gibt

Eleanor von Erdberg¹

Weil ich über eine vor vier Jahrzehnten untergegangene Welt berichte, nehme ich mir das Recht, Peking zu schreiben – nicht Beijing. Wenn man chinesisch mit Chinesen sprach, hat man auch früher immer Beijing gesagt, denn so werden die Schriftzeichen ausgesprochen. In den Herzen ihrer ehemaligen ausländischen Bewohner, in denen das alte Peking als ein geliebtes Wesen weiterlebt, wird es nie anders heißen.

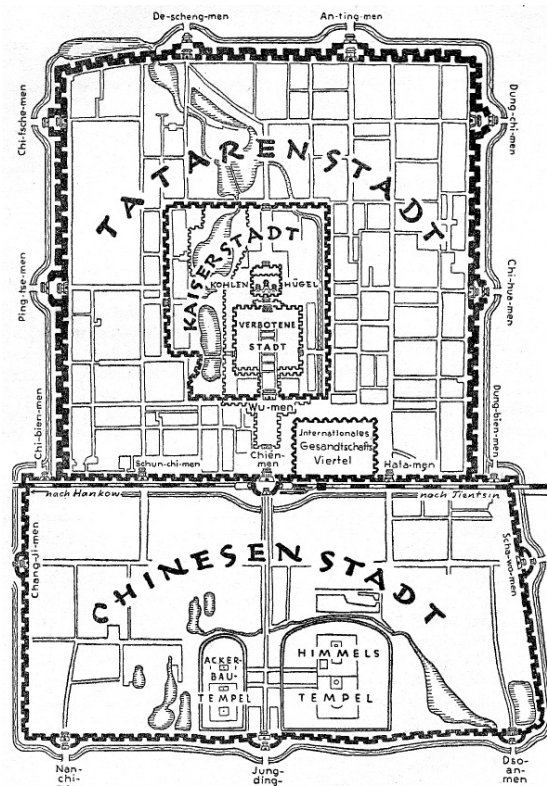
Peking bedeutet Nördliche Hauptstadt. Es paßt zu der Regelmäßigkeit ihrer Anlage, daß eine Himmelsrichtung Teil ihres Namens ist. Sie hatte eine zentrale Nord-Süd-Achse. Wer in ihr lebte, war sich in jedem Augenblick bewußt, in welche Richtung er schaute, sei es auf der Straße oder innerhalb des Hauses. Man gab Hinweise nicht mit „rechts“ oder „links“, sondern nannte die Himmelsrichtung, selbst wenn man den Platz eines Gegenstandes in einem Zimmer bezeichnete. Die Anlage des Hauses war ebenso wie die der Stadt nach Süden ausgerichtet. Der größte Raum war nach Süden geöffnet; er stand dem Hausherrn zu; hier wurden die Gäste empfangen.

Das Bewußtsein, stets in einer unverrückbaren Raumordnung zu leben, fand Ausdruck und Sicherheit in der Stadtmauer. Sie war so gewaltig und hoch, daß kein Gebäude sie überragte, wenn man sich der Stadt näherte; nur wenn man von Süden kam, konnte man das Dach der Halle der Jahresgebete des Himmelstempels sehen. Die Mauer mit ihren mächtigen Toren, die abends geschlossen

wurden, gab der Stadt eine festumrissene, mittelalterliche Urbanität. Alles Leben bewegte sich von der Mauer fort dem Zentrum zu. In jeder Himmelsrichtung war man sich bewußt, durch sie Rücken-deckung zu haben. Als sie abgerissen wurde, gab es kein Peking mehr. Die Welt wird diese Zerstörung nie verschmerzen und verzeihen.

Die Anlage der Stadt wie die der Häuser wurde nach den Erkenntnissen des fengshui, der geomantischen Wissenschaft von „Wind und Wasser“, bestimmt. Nur wenn sie ihre Regeln befolgten, konnten die Bewohner hoffen zu gedeihen. Ebenso wichtig war es, sich vor bösen Geistern zu schützen. Vor allem mußte man ihnen den Weg versperren. Das war nicht so schwierig, weil sie nur geradeaus gehen konnten. Die Stadtmauer im Norden hatte kein Mitteltor, damit kein auf Schaden bedachter Geist den Kaiserpalast erreichen konnte. Der Himmelstempel liegt nicht auf, sondern neben dem südlichen Abschnitt der Hauptachse. Vor der Tür, die von der Straße in den ersten Hof eines Hauses führte, befand sich eine

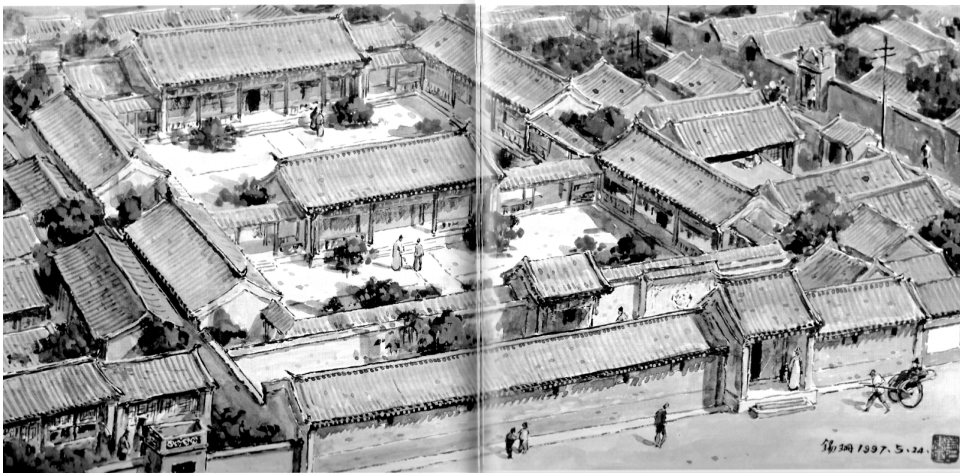
meist freistehende Wand, „Geistermauer“ genannt, um die man herumgehen mußte, um ins Innere zu gelangen, was den bösen Geistern nicht möglich war. Stieß eine Straße im rechten Winkel auf eine andere, ohne sie zu kreuzen, so war über der Tür des Hauses, auf das man geradeaus zuging, ein Spiegel angebracht. Die bösen Geister waren abstoßend häßlich; wenn sie sich im Spiegel sahen, kehrten sie erschrocken um.



Quelle: Ernst Cordes: *Peking – der leere Thron*, S. 221

¹ Die Kunsthistorikerin Prof. Dr. Eleanor von Erdberg (1907-2000) lebte mit ihrem ersten Mann, Hermann Consten, von 1936 bis 1950 in Peking. Siehe ihre Lebenserinnerungen: *Der strapazierte Schutzengel*. Waldeck: Siebenberg-Verlag 1994. – Ihr Aufsatz erschien in: *Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Ostasiatische Kunst* 1992, Nr. 2, S. 12-16; hier leicht gekürzt.

Es gab nur wenige lange und breite Straßen. Sie liefen geradeaus von Norden nach Süden und von Osten nach Westen und teilten die Stadt in große Viertel. Darin gab es nur Gassen, hutong genannt; sie waren nichts als freigelassener Raum zwischen den ummauerten Grundstücken. Sie waren ungepflastert und darum sehr staubig, außer in der sommerlichen Regenzeit, die eine hutong in tiefen Morast verwandelte. An trockenen Tagen sah man morgens die Frau des Hauses aus dem Tor heraustreten mit einer Schüssel, aus der sie mit graziöser Handbewegung den Rest des Waschwassers auf der Straße versprengte, um dem Staub zu wehren. Es nützte nichts; aber der Chinese verschwendet ungern. Für Wasser mußten ja jeden Tag einige Kupfermünzen ausgegeben werden. Staub war ein Bestandteil von Peking. Und unter "Peking dust" verstand man auch den Klatsch, der in Ausländerkreisen prächtig gedieh.



Ein Wohnhof-Haus an einer hutong

Quelle: Sheng Xishan: *Beijing, wie es war*, S. 78/79

Alle Wohnbauten hatten feste Mauern im Rücken und öffneten sich mit Fenstern und Türen zum Innenhof. Zur Straße hin waren die einfachen grauen oder weißen Mauern nur durch die roten Haustore unterbrochen; selten sah man ein kleines Fenster. Auf den Mauern lasteten die leicht konkav geschwungenen Satteldächer aus schweren grauen Ziegeln. Der Reiz des Straßenbildes lag in dem Wechsel von Trauf- und Giebelseiten; sie bildeten sanfte Linien von schlichter Schönheit.

Auch die Ausländer lebten geborgen hinter Mauern. Häuser westlicher Bauart waren selten. Es bedurfte nur geringer baulicher Veränderungen, um ein chinesisches Anwesen unseren Begriffen von Wohnkomfort anzugleichen. Eine traditionelle chinesische Zimmereinrichtung erschien uns steif. Die Möbel waren symmetrisch den Wänden entlang aufgestellt; meist waren sie reich geschnitzt. Nur wenige Sammler wußten die schlichten Möbel der Ming-Dynastie zu schätzen. Ausländer gingen we-

niger formell mit ihren chinesischen Einrichtungsgegenständen um und gesellten ihnen Polstermöbel hinzu.

Aber eine Ausländerwohnung mit ausschließlich europäischem Mobiliar gab es wohl kaum. Denn niemand konnte sich dem Zauber der chinesischen Dinge entziehen. Sie boten sich überall an – in den vielen sogenannten Kurio-Läden, auf Tempelmärkten, in den Auslagen der fliegenden Händler. Man konnte sie nicht übersehen, fiel aber anfangs auf Minderwertiges herein. Mit der Zeit schulte man seine Augen, kaufte kritischer und machte nach und nach aus seinem Haus ein bewohntes Kunstkabinett. Chinesische Textilien, Keramiken, Porzellane, antik oder neu, bestimmten den Lebensstil. Viele Chinesen achteten die Schätze ihrer Vergangenheit nicht, andere waren gezwungen, sie zu veräußern; so war das Angebot groß und vielfältig. Die meisten Ausländer pflegten ziemlich regelmä-

sig bei den Händlern, zu denen sich ein Vertrauensverhältnis gebildet hatte, nachzusehen, was es Neues gab. Diese hatten sicher und schnell den Geschmack und die Vorlieben der Kunden erkannt; was dem entsprach, brachten sie oft ins Haus. Einer solchen Verführung war schwerer zu widerstehen, als wenn man ein

Stück im Gewirr des Angebots im Laden sah. Darum nahmen die Händler in Kauf, daß sie dem number-one-boy, dem ranghöchsten Diener, eine Abgabe, den sog. "squeeze", zahlen mußten. Als ich in den schwierigsten Jahren des Krieges mir nur noch Kleinigkeiten leisten konnte, sammelte ich alte chinesische Knöpfe. Sie waren zierlich mit Cloisonné und Emailmalerei geschmückt; es gab silberne Schmetterlinge und Fledermäuse. Da die Nachfrage gering war, wurden sie mir regelmäßig angeboten. Verachtung sprach dann aus Miene und Stimme unseres treuen Dieners, wenn er ins Zimmer trat und ankündigte: „Die Knopfhändler sind gekommen.“

Sammler kostbarer Kunstwerke wie Bronzen, Plastiken oder gar Bilder gingen fast nie „einkaufen“. Sie durften sicher sein, daß ein für sie geeignetes Stück, kaum daß es in den Peking Kunsthandel gelangt war, ihnen als den ersten angeboten wurde. In den dreißiger Jahren nahm Dr. Otto Burchard

die oberste Stellung ein. Nur die besten Stücke – die aber nahezu sämtlich! – gingen durch seine Hände. Museen und Sammler konnten nichts Klügeres tun, als sich ihm anzuvertrauen. Daß er mit seinen reichen Erfahrungen, seinem großen Wissen und seinem Rat nie geizte, hat viel zu dem Wissen beigegeben, das ich meinerseits weitergeben konnte.



*Der Kunsthändler Huang Jun mit seinem Stab
Quelle: Hedda Morrison: A Photographer in Old Peking, S. 187¹*

Unter den chinesischen Kunsthändlern war Huang Jun der bedeutendste. Sein Geschäft hieß Zunguzhai; es hatte kein Schaufenster. Er war ein vornehmer alter Herr, hochgewachsen, mit einem langen Bart und war stets in ein chinesisches Seidengewand gekleidet; im Winter trug er eine goldfarbene Zobelmütze. Er sprach ein gutes Englisch. Wenn dieser würdige und vornehme Herr sich aber mit seinen deutschen Freunden in deren Sprache unterhielt, kam aus seinem Munde ein recht kraftvolles und gar nicht so vornehmes Deutsch. Er hatte es als Junge nach dem Boxeraufstand von den deutschen Soldaten gelernt, denen er verschaffte und verkaufte, was sie sich allein nicht besorgen konnten. Eine Fälschung bezeichnete er als „kuhwarm“. Das größte Lob, das er einem Sammler zollte, lautete: „Der Kerl hat Augen“. Ich hatte bald begriffen, daß man in der Pekinger Kunstszene nur überleben konnte, wenn man Augen hatte. Huang war unser Freund; er hat mir geholfen, meine Augen zu schulen.

Eines Tages sah ich bei ihm einen mit einem Relief verzierten Ziegel. Da ich schon seit langem so einen suchte, verließ mich alle Vorsicht. Es hätte mir

auffallen müssen, daß er im vorderen Hof, der Witterung preisgegeben, auf dem Boden stand und nicht im hintersten Raum nach höflichen Gesprächen bei Tee aus dem Schrank geholt und auf den Tisch gelegt wurde. Huang verfiel in das billigste Kunsthändlergeschwätz, mit dem er sonst nie zum Kauf drängte. Ich bemerkte auch diese Warnung nicht und kaufte den Ziegel zu einem recht geringen Preis. Bald darauf besuchte uns Dr. Burchard und fragte sofort: „Wie kommen Sie an diese Fälschung?“ Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Alles an dem Ziegel war falsch – die Komposition, die Ikonographie, die Patina. Als ich Huang das nächste Mal besuchte, sagte ich so nebenbei, der Ziegel passe doch nicht an den Platz, den ich ihm zugedacht hätte, ob er ihn mir gegen eine kleine Tonfigur umtauschen könnte? Huang überhörte geflissentlich meine Frage. Eine Woche später verkaufte er meinem Mann einen großartigen Ziegel aus der Tang-Zeit zu einem sehr niedrigen Preis. Selbst wenn man den von mir für die Fälschung gezahlten Betrag hinzurechnete, betrug die Summe kaum die Hälfte des Wertes des echten Stückes. Huang hatte sich also nicht an meinem Leichtsinn bereichert – im Gegenteil. Es wurde nie ein Wort über die Hintergründe dieses Handels gewechselt, aber er wußte, daß ich ihn verstanden hatte. An diese Lehre habe ich immer in Dankbarkeit gedacht. Möge er die Kulturrevolution nicht mehr erlebt haben!

Natürlich wurde bei jedem Kauf „gehandelt“. Die erste Preisforderung setzte voraus, daß der schließlich zu zahlende Betrag niedriger sein würde und überstieg darum den Wert des angebotenen Stückes. Die Bedeutung des Handelns lag nicht nur in dem Reiz des Spiels mit Beharrlichkeit, Einschätzung des Gegners, taktischem Verbergen der eigenen Absichten; die nicht festgesetzten Preise hatten auch eine soziale Funktion: Der Händler wußte, was ich ausgeben konnte – nicht soviel wie ein Diplomat, aber ungleich mehr als ein kleiner Angestellter. Danach bemaß er die erste Forderung. Es gab einige Spielregeln: Hatte man ein Angebot als höchstmögliches bezeichnet, so durfte man, wenn der Händler es ablehnte, nicht nachgeben und doch noch einen höheren Betrag bieten; dann hatte man das Gesicht verloren, und der Händler brach das Spiel ab. Man konnte dagegen nach einer abschlägigen Antwort langsam aus dem Laden gehen, hoffend, daß der Besitzer einen zurückrief; aber ungerufen umkehren durfte man nicht. Der Ausländer hatte jedesmal das Gefühl, einen besonders guten Kauf getätigt zu haben, und schrieb dies allein seiner Geschicklichkeit zu. Darum war die Anstandsregel, daß man über Geld und Preise in Gesellschaft nicht spricht, unter den Pekinger Ausländern

¹ Die deutsche Fotografin Hedda Morrison geb. Hammer (1908-1991) arbeitete von 1933 bis 1938 im bekannten deutschen „Hartung's Photoshop“ in Peking und machte sich dann selbständig. Später lebte sie in Australien.

aufgehoben. Sie galt nicht für uns Sammler. Auf allen Cocktail-Parties würzten mit Genugtuung und Selbstlob vorgebrachte Preisangaben die Unterhaltung.

Hatte man einen Gegenstand erworben, der sich als Fälschung herausstellte, so war es besser, den Verkäufer nicht mit dieser Entdeckung zu konfrontieren – beide Parteien würden Gesicht verlieren. Es war kein Verbrechen, eine Fälschung zu verkaufen, wenn man einen Dummen für sie interessieren konnte; aber dieser Dumme gewesen zu sein war eine Blamage, die man besser verschwieg.

Einige Unsitten waren den Pekinger Händlern nicht abzugewöhnen, weil immer wieder jemand auf sie hereinfliel. An einem echten, aber ganz schlichten Gegenstand wurde ein kleines interessantes Element angebracht – ein Drachenkopf oder ein Henkelknopf. Huang nannte das einen „gehörnten Hund“. Oder eine einfache weiße Keramik wurde gefaßt und nachgebrannt. Am meisten schmerzten mich abgefeilte Vasenhälse; weil man verheimlichen wollte, daß ein Stück aus dem Rand herausgebrochen war, wurde die Proportion entstellt und so das ganze Werk verdorben – Neulinge merkten das nicht. Die Fälscher ließen sich immer wieder etwas Neues einfallen. Es tat sich eine große Werkstatt auf, die buddhistische Figuren aus alten Dachbalken und Telefonmasten schnitzte. Die Ausländer fielen zuerst darauf herein; beim dritten Mal wunderte man sich schon, daß man nicht sofort stilistische Fehler, die falsche Ikonographie und die Grundform des Pfahles erkannt hatte. Immer wieder mußte man zur Vorsicht mahnen und sich selbst fest an den Zügel nehmen, denn die Fälschungen hatten einen verführerischen Reiz. Es gab also für jeden, der sammelte – und wer sammelte in Peking nicht? – eine immerwährende,

prickelnde Herausforderung, die ständig neue Formen annahm. –

Wenn die Frage gestellt wird, was das Leben in Peking so anziehend machte, daß Menschen, die für zwei Wochen gekommen waren, zwanzig Jahre blieben, so lautete die Antwort häufig: „Die Freiheit.“ Aber was bedeutete das? Natürlich beachtete man die Gesetze; natürlich bewegte man sich innerhalb der durch Herkunft und Erziehung gezogenen Grenzen. Das Gefühl der Freiheit war begründet in der Toleranz der Chinesen. Sie meinten: „Die Ausländer sind eh verrückt und wissen nicht, wie man sein Leben richtig führt – also lassen wir sie!“ Gewiß gab es einige Ausländer, die diese Narrenfreiheit mißbrauchten, und Chinesen, die sie ausnutzten. Aber im allgemeinen blieb uns die freundliche Nachsicht erhalten.

Lebte man als Ausländer unter Chinesen, so durfte man jedoch nie unter ein bestimmtes Niveau hinsichtlich Einkommen und Lebensstandard sinken, denn dann war man derselben Rücksichtslosigkeit und Verachtung preisgegeben, welche die Chinesen ihren eigenen Armen gegenüber an den Tag legten. Menschenleben waren billig. Wer verkam, der wurde nicht vermißt. Die weißrussischen Flüchtlinge haben bittere Erfahrungen machen müssen.

Gewiß gab es Mißverständnisse und daraus resultierende Verstimmungen und Schwierigkeiten. Aber der Pekinger war geduldig, heiter und nachsichtig. Er konnte auf seinen Vorteil achten, und er konnte ein treuer Freund sein. Die schönste chinesische Eigenschaft ist die Dankbarkeit. Eine Dankeschuld ist nie abzutragen; sie gilt lebenslang. Mancher von uns hat das erfahren. Ich glaube, wir alle, die wir in Peking leben durften, empfinden diese nie endende Dankbarkeit gegenüber der Stadt und ihren Menschen.

Hermann Neukamp und seine Tsingtau-Sammlung

Wilhelm Matzat

Im Jahre 2007, am 18. Februar, jährt sich zum 20. Mal der Todestag von Hermann Neukamp, und am 15. Dezember 2007 wäre er 80 Jahre alt geworden. Dies soll zum Anlaß genommen werden, wieder einmal auf seine bedeutende Tsingtau-Sammlung aufmerksam zu machen, die er in der kurzen Zeit von 1976 bis zu seinem Tod zusammengetragen hat.

Hermann Neukamp wurde am 15. Dezember 1927 in Harbin geboren als Sohn des österreichischen

Zahnarztes Anton Neukamp und der Alexandra Neukamp, geb. Kowal. Die Mutter, Tochter eines russischen Angestellten der nordmandschurischen Eisenbahn, war auch schon in Harbin geboren. Sein Vater war im Ersten Weltkrieg bald in russische Kriegsgefangenschaft geraten, die er in Tschita, Sibirien, verbrachte. Nach Ausbruch der bolschewistischen Revolution konnte er, wie viele andere Kriegsgefangene auch, in die Mandschurei flüchten, wo er das zahnärztliche und -technische

Können erwarb. Als die Japaner 1931 die Mandchurei besetzt hatten, siedelte die Familie 1932 nach Tsingtau über.

Von 1933 bis 1937 besuchte Hermann Neukamp, zusammen mit seiner älteren Schwester Larissa, hier die Grundschule des Heilig-Geist-Klosters. 1937 wechselten die beiden dann zur Deutschen Schule über. Den Schulbesuch dort beendete er 1943 mit dem Einjährigen. Er ging dann nach Tientsin, weil dort die Klasse noch bis zum Abitur geführt werden sollte. Zu dem für 1946 geplanten Abitur kam es nicht mehr, weil er 1945 wegen des Kriegsendes nach Tsingtau zurückkehren mußte. Dort wurde die Deutsche Schule im Juni 1946 endgültig geschlossen, in das Gebäude zog die American High School ein. Hermann Neukamp besuchte dort 1946/1947 die letzte Klasse dieser Schule und kam so wenigstens zu einem Highschool Abschluß. Anschließend unterrichtete er hier dann selbst u.a. Mathematik und Physik. Wegen des immer bedrohlicher werdenden Heranrückens der Kommunisten setzte er sich im Frühjahr 1949 nach Shanghai ab, erlebte aber im Mai deren Einmarsch dort.

Als die BRD 1950 ein Schiff, die britische „Dundalk Bay“, charterte, um die restlichen Chinadeutschen nach Hause zu holen, fuhr er mit. In Ludwigsburg fand er aufgrund seiner Englischkenntnisse eine Anstellung beim amerikanischen Militär als Verwalter der von ihnen bewirtschafteten Immobilien. Hier heiratete er, und 1957 wurde die Tochter Kirsten geboren. 1960 kam dann der Wechsel nach München in eine Export-Import Firma. Die Ehe wurde 1963 geschieden, und in der Firma lernte er seine zweite Frau Edith kennen. 1971 zogen die beiden nach Neufahrn, wo sie ein Haus gekauft hatten.

Wie kam Neukamp auf die Idee, in den letzten zehn Jahren seines Lebens sich so intensiv der Geschichte der Tsingtau-Deutschen zu widmen? Von seinen Eltern, die 1952 nach Österreich zurückgekehrt waren, hatte er viele Fotos aus Tsingtau geerbt. Im Jahre 1976 begann er, sie für seine Tochter in Fotoalben zu kleben und mit erklärenden Texten zu versehen. Literatur über Tsingtau besaß er nicht. So fing er an, ehemalige Schulkameraden anzuschreiben und zu fragen, ob sie etwa einen Stadtplan oder Tsingtau-Führer aus früherer Zeit besäßen. Das war der Fall. Er lieh sich diese aus, kopierte alles und schickte die Originale wieder an die Eigentümer zurück.

Das brachte ihn irgendwie auf den Geschmack, und im Frühjahr 1977 faßte er den Entschluß, ein Tsingtau-Informationsblatt herauszugeben. Die Anregung dazu erhielt er durch das von Pfarrer Wolfgang Müller herausgegebene jährliche Rund-

schreiben, das stets aktuelle Informationen über Tientsin- und Chinadeutsche enthielt. Er kannte Pfarrer Müller, der von 1943 bis 1945 sein Lehrer an der Schule in Tientsin gewesen war. Aus diesem Grunde erhielt er auch stets dessen China-Jahresberichte. Von Dezember 1977 bis Dezember 1986 sind dann, unter dem Namen „Das Deutsche Eck“ – den Namen lieferte das so bezeichnete Dreier-Ensemble Christuskirche, Deutsches Heim und die neue Deutsche Schule –, zwölf Ausgaben dieser Berichtsserie erschienen. Von Ausgabe zu Ausgabe nahm der Umfang zu. Hatte das erste Heft nur 6 Seiten, gab es bald Hefte mit 24, dann sogar mit 34 Seiten. Den gesamten Text schrieb er auf der Schreibmaschine. Die ersten Ausgaben wurden noch auf eine Matrize getippt, und jedes Blatt mußte abgezogen werden, später gab es dann schon Xerokopierer, was die Vervielfältigung vereinfachte.

Eine andere erstaunliche Leistung war das Auffinden der Adressen ehemaliger Tsingtauer und anderer, die sich für Tsingtau interessierten. 1977 startete Neukamp eine umfangreiche Suchaktion, versandte unzählige Anfragen, so daß er zum Schluß 600 bis 700 Adressen beisammen hatte, an die er – kostenlos – die Exemplare des „Deutschen Ecks“ versandte. Natürlich haben viele Empfänger ihm dann doch Geldbeträge zugewandt. Es bleibt aber ein Rätsel, wie er diese Arbeitslast bewältigt hat, z.B. ein einzelnes Heft, 34 Seiten stark, an mindestens 600 Empfänger zu versenden. Da sie beobachten konnten, daß er seine Sammeltätigkeit aus purem Idealismus und ohne irgendein kommerzielles Interesse betrieb, wurden ihm immer mehr Bücher, originale Briefe, Fotos, Biographien u.a. anvertraut.

Hermann Neukamp war ein starker Raucher. Leider ist er viel zu früh, wie gesagt im Februar 1987, an Lungenkrebs gestorben. Seine Witwe, Edith Neukamp, hat die Sammlung der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek überlassen. Eine Bedingung war, um ihre Geschlossenheit zu bewahren, daß auch die Bücher in Verwahrung genommen wurden. Normalerweise übernimmt eine Handschriftenabteilung ja keine gedruckten Bücher. Inzwischen entstand ein gutes Register der Sammlung mit der Signatur Ana 517, die jedem Interessenten im Lesesaal zugänglich ist.¹

¹ Entsprechend ist bekanntlich vorgesehen, die Sammlung des StuDeO ebenfalls in die Obhut der Bayerischen Staatsbibliothek zu geben.

Kontinental, international, Schule in Tokyo, Yokohama und alles dazwischen ...

Johannes Eberts¹

Kontinental, international, Schule in Tokyo, Yokohama und alles dazwischen. Ein Umfeld, zwei Länder. Identität und wertee Wohlbefinden. Ein Kurzbericht über die Deutsche Schule Tokyo Yokohama (DSTY) und das Leben als Gaijin [Ausländer] in einer Stadt, die niemals schläft.

Zunächst jedoch zu mir: Mein Name ist Johannes Eberts. Ich gehe nun schon seit zwei Jahren in der DSTY zur Schule. Ich bin, kurz gesagt, ein Botschaftskind. Was das heißt?

Es heißt, alle vier Jahre umziehen, alle vier Jahre eine neue Schule besuchen, neue Länder entdecken und neue Freundschaften schließen. Es heißt, viele verschiedene Sichtweisen vom deutschen Auslandsbild zu erhalten, und es heißt erkennen, daß die Welt so groß nun doch gar nicht ist.

Ich bin in Bonn geboren, bald darauf

zogen wir nach Budapest. Es folgten vier Jahre Saudi-Arabien; das war noch vor dem ganzen Terror- und Demagogengeschwätz, das man heute überall in den Nachrichten zu hören bekommt. Danach vier Jahre Paris: frankophon, europäisch. Wir hatten noch den Franc als Währung. Bis zur vierten Klasse lebten wir dort, und ich ging mit meinen drei Brüdern auf die Deutsche Schule Paris. Nach Paris kam Potsdam. Heimat? Eigentlich ja. Ich ging aufs Gymnasium, fand wieder neue Freunde. Gewöhnte mich daran, daß alle nun deutsch sind und daß es nun den Euro gibt. Zuletzt zogen wir also nach Japan. Tokyo.

Wie bereits gesagt, bin ich viel in der Welt rumgekommen, habe viele Kulturen und Menschen kennengelernt und mich immer wieder auf ein neues Umfeld eingestellt.

Aber genug davon. Mehr zum Leben in Tokyo. Ich steige morgens um kurz nach 7 Uhr in den Schulbus der DSTY, ähnlich dem, mit dem ich vor sechs Jahren in Frankreich zur Schule fuhr. Ich steige ein und begrüße, man kennt sich. Wir fahren zur Schu-

le, auf der Komazawa, dem Daisan [der „Nummer drei“]. Tokyo und Yokohama rauschen am Fenster vorbei.

Bis vor zwei Jahren hätte ich es mir überhaupt nicht vorstellen können, in Asien, geschweige denn in Tokyo zu leben. Wenn man mich heute fragt, ich soll mal erzählen, wie es hier so ist: Ich kann immer nur sagen, seht selbst. Es ist unbeschreiblich. Wer behauptet, Deutsche seien diszipliniert, war wohl noch nie in Japan. Ich kann mir kaum noch vorstellen, ohne Getränkeautomat und 24 Stunden „Convenient-Store“ zu leben. Ich wohne



Die Deutsche Schule Tokyo Yokohama (DSTY) in Yokohama, Tsuzuki-ku

in Kakinokizaka, Meguro-ku, fünf Stationen von Shibuya entfernt. Wir hätten auch nach Denenchofu ziehen können, ein Viertel mit vornehmlich deutschen Familien in meist europäischen Häusern. Aber das wollten wir nicht. Wenn man im Ausland lebt, sollte man mindestens im Ansatz von der Kultur und dem „Flair“ des Fremden probieren.

Ich habe noch kein Land gesehen, wo sich die Menschen in so volle Bahnen quetschen, wo Verkehr in einer Stadt mit mehr Einwohnern, als Österreich hat, möglich ist, wo sich Leute in Reihe anstellen, egal wo. Ob für den Bus, den Automaten, den Bäcker, Coffee Shop, Technikladen oder für sonst was. Japan hat Dienstleistung neu erfunden. Wenn es um Service geht, kann hier noch jeder etwas lernen. Ich glaube, daß eine Kreuzung wie die in Shibuya, wo so viele Menschen über mehr als drei Zebrastreifen gleichzeitig gehen, in einem anderen, einem europäischen Land kaum möglich sein wird. So freundliche Menschen wie in Tokyo habe ich noch nirgendwo anders getroffen.

¹ Der Verfasser erhielt den Zweiten Preis im letztjährigen Schreibwettbewerb der Oberstufe an der DSTY zugesprochen; zum Einzelnen siehe S. 35 unter Vermischtes.

Aber nun zur Schule. Wie bereits gesagt, wir fahren mit dem Schulbus zur Schule. Eine halbe Stunde dauert das ungefähr. Die Schule ist klein. Es gibt kein Kurssystem oder vier Parallelklassen, wie es in Deutschland keine Seltenheit ist. Wir haben hier bis zum Abitur einen Klassenverband. Man kennt sich. Mit nur zwölf Schülern in der Klasse ist Unterricht natürlich effizienter als mit zweiunddreißig. Aber der Hauptvorteil ist wohl, daß wir wirklich eine Klassenfamilie sind. Aber man kennt sich auch in unterschiedlichen Klassenstufen. Ob jetzt mit der 10ten, der 12ten etc. Man unternimmt viel zusammen, klassenübergreifend natürlich. Ob jetzt nach der Schule, am Wochenende oder in den Mittagspausen. Wir gehen zum Konwini-Store, essen beim Sukia oder Yoshinojia, spielen Basketball oder gehen nach Center Minami, um ein Eis zu essen. Sicher, alles ist auf japanisch; auch wenn man bittet, englisch zu sprechen, wird einem mit freundlichem Lächeln weiter auf japanisch erklärt, welche Auswahl an Eis zur Verfügung steht. Aber man verständigt sich schon irgendwie. Man hat so seinen Bereich, seine Routen, seinen Arbeitsplatz und Treffpunkte. Tokyo-Yokohama ist riesig, und wir kennen nur einige von vielen, vielen Orten. Leben in Tokyo-Yokohama ist hek-

tisch. Die Schultage sind lang, oft sind wir erst so gegen 5 Uhr zu Hause. Dann noch Hausaufgaben. Vielleicht kann man noch mit Freunden einen Film schauen. Dann der nächste Tag, ähnlicher Ablauf, vielleicht noch etwas lernen. So vergehen einige Wochen, bis man erst merkt, wieviel Zeit vergangen ist.

Ein Wort noch zu einem, dem wohl wichtigsten Punkt des japanischen Wesens: dem Karaoke. Obwohl dem Europäer von Anfang an vergrault und gefürchtet, entwickelt sich aus dem zunächst suspekten Zeitvertreib ein ungeheuer amüsantes Erlebnis, das seinesgleichen sucht. All-you-can-drink natürlich mit eingeschlossen.

Zum Schluß möchte ich auch noch einen eher kritischen Aspekt einer so kleinen Gemeinschaft wie die der DSTY nennen: Wir sind eine brodelnde Gerüchteküche. Ereignisse, ob peinlich oder nur unglaublich, können sich innerhalb weniger Stunden über die ganze Schule ausbreiten. Natürlich entwickelt sich dadurch auch so manch lustiger Charakterruf. Aber das ist auch nicht so schlimm, schließlich kennt man sich, und weiß um den anderen relativ gut Bescheid.

So viel meinerseits zum Leben hier. Ich weiß jetzt schon, ich werde es vermissen.

Freundschaft ohne Worte – mein Japan

Annika Czajor¹

Vor vier Jahren ist mein Vater von Deutschland nach Japan versetzt worden. Also gehe ich nun auf die Deutsche Schule Tokyo Yokohama. Manchmal ist es ein bißchen schwer, hier klarzukommen, und man hat eben auch ab und zu Schwierigkeiten mit der Sprache. Zum Beispiel bestellt man „Hot Cocoa“ und bekommt dann überraschend Coca Cola. Doch so ist das eben. Japaner sind sowieso sehr freundliche Menschen, und es ist auch schön, mit ihnen in einem Land zu leben.

Als ich in die 5. Klasse ging, wurde ein Austausch zwischen unserer Schule und einer japanischen Schule in Kamimachi (Miyagi-Präfektur) organisiert. Zu uns kamen zwei japanische Mädchen. Am Anfang waren sie etwas schüchtern; gegenüber meinen Eltern blieben sie es auch die ganze Zeit. Obwohl ich kein Japanisch spreche, haben wir uns super verstanden. Wir haben die ganze Zeit gekichert. Abends haben sie plötzlich angefangen, an-

dauernd „Lied“ zu sagen, und plötzlich hatten beide Mädchen eine Flöte in der Hand und haben angefangen zu spielen. Zwischendurch haben sie immer wieder „kwag-kwag“ gesagt. „Ah“, dachte ich mir, „das Lied handelt von Fröschen!“ Wir haben es immer geschafft, uns mit Händen und Füßen zu verständigen.

Als sie nach zwei Tagen wieder gingen, war es ein sehr tränenreicher Abschied. Wir mochten uns einfach. Wir haben immer Briefe geschrieben. Ich habe versucht, auf japanisch zu schreiben, und die Japanerinnen versuchten es auf deutsch. Leider hat der Kontakt zu einem der beiden Mädchen nicht lange gehalten.

In der 6. Klasse – also ein Jahr später – hieß es für uns „auf nach Kamimachi“. Davor bekam ich einen Brief von unserem japanischen Gastkind Kana. Sie wollte unbedingt, daß ich als Gastkind zu ihr komme. Eigentlich wollte ich mit meiner Freundin

¹ Die Verfasserin erhielt den Zweiten Preis im letztjährigen Schreibwettbewerb der Mittelstufe an der DSTY zugesprochen; zum Einzelnen siehe S. 35 unter Vermischtes.

zusammen in eine Familie. Von der Schule aus wurde es nämlich so organisiert, daß man immer zu zweit in eine Gastfamilie geht, damit man dort auch etwas reden kann. Doch auch sie wollte unbedingt zu ihrem Austauschmädchen. Also haben wir uns entschieden, daß jeder in „seine“ Familie geht.

Kana und ich waren total glücklich, uns wiederzusehen, und endlich konnte ich auch ihre Familie kennenlernen.

Wir haben sehr viel unternommen. Doch die interessantesten Erlebnisse hatte ich bei ihr zu Hause. Zweieinhalb Tage lang gab es nur Steh-toiletten, und sie hatten nur ein japanisches Bad. Hierbei duscht sich jeder zuerst ganz gründlich ab, und danach gehen alle nacheinander in die eine Badewanne mit wieder aufgeheiztem Wasser. Es war einfach interessant, das Leben von einer echten japanischen Familie mitzuerleben. Mit einer „echten japanischen Familie“ meine ich eben nicht die Familien meiner halbjapanischen Klassenkameraden, die teilweise deutsche Lebensweisen haben.

Der Austausch ist nun schon zwei Jahre her. Während der WM habe ich wieder einen Brief von Kana bekommen. Am Anfang hatte Kana noch keinen Englischunterricht in der Schule, doch inzwischen kann sie schon gut schreiben. Im Gegensatz zu früher bestand der Brief nicht nur aus: „Guten Tag! Ich heiße Kana. Wie geht es Ihnen? Mein gut!“ Sondern er war richtig lang, und sie hat mir darin ihren Lieblingsfußballer vorgestellt. Aus irgendeinem Grund habe ich darauf nie geantwortet. Ich habe den Brief vor ein paar Monaten gefunden und dachte mir, daß es nun zu spät sei. Ich hatte die Gelegenheit nicht genutzt und wollte im Nachhinein meinen Lieblingsfußballer Bastian Schweinsteiger auch nicht mehr vorstellen. Sie hätte sich bestimmt gewundert, wenn sie im Februar einen Brief über die WM erhalten hätte. Mir war klar, daß ich dadurch wohl den Kontakt zu ihr abgebrochen hatte. Doch das hatte ich nur gedacht.

Anfang Mai war ich an einem Tag von Mittag bis Abend nicht zu Hause, und als ich zurückkam, erhielt ich die Nachricht: „Hey! Kana hat zweimal angerufen! Ruf mal zurück! Die kann jetzt voll gut englisch sprechen!“ Sofort hatte ich ein schlechtes Gewissen wegen des Briefes. Nach ein paar Überlegungen habe ich dann doch angerufen. Eine Japanerin hat dann den Hörer abgenommen, und ich habe in meinem Japanisch, das sie bestimmt nicht verstanden hat, gestammelt, daß hier Annika

spricht. Die Japanerin meinte dann ganz aufgeregt auf japanisch: „Annika? Annika? Chotto matte (einen Moment)!“ Sie hat mich erst mal in die Warteschleife gelegt, und ich hab irgendein europäisches Lied gehört. Warum haben japanische Telefone europäische Lieder als Warteton? Die Musik hatte gar keine gute Wirkung auf mich, denn plötzlich hätte ich am liebsten aufgelegt, so aufgeregt war ich. Doch plötzlich hat Kana abgenommen und hat sich so gefreut. Jegliche Aufregung war verschwunden! Sie konnte nicht nur gut englisch, sondern auch etwas deutsch. „Annika, wie geht es? Kana gut! Mama, Papa, wie geht es? Kamimachi heiß! Tokyo heiß?“ – Sie werden sich vielleicht fragen, was an diesem Deutsch gut sein soll, aber probieren Sie doch einmal, sich Japanisch selbst beizubringen. – „Annika“, erzählte sie weiter, „Kana school nach Tokyo this Thuesday, Wednesday and Thursday. Nach Disneyland und Akihabara.“ Mein erster Gedanke war: Ich MUSS sie sehen! Doch das ging leider nicht. „Annika! Brief bitte! Brief bitte! Schreiben!“ Ich antwortete: „JA! Brief! Natürlich!“ Und das habe ich wirklich ernst gemeint. „Bis bald! Und bitte schreiben! Brief bitte! Bis bald!“ – Dann hat sie aufgelegt.

Sie hat schon in jedem Brief „bis bald“ geschrieben, doch wahrscheinlich werden wir uns nie wiedersehen. Ich werde bald wieder nach Deutschland zurück ziehen. Trotzdem hoffe ich, daß dieses „bis bald“ sich erfüllen wird und ich sie wiedersehen werde.

Ich werde ihr vielleicht heute noch einen Brief schreiben. Darin werde ich ihr doch noch nachträglich meine Lieblingspieler Schweini und dessen Kumpel Poldi vorstellen. Denn ich habe gemerkt, daß es zu so etwas nie zu spät ist.

Am 31. Juli [2007] spielt in Tokio der FC Bayern gegen die Urawa Reds. Ich bin zu dieser Zeit in Deutschland in den Ferien und kann leider nicht ins Stadion. Ich werde das Spiel also nur im Fernsehen anschauen können, wenn überhaupt. Kana wohnt zu weit weg, um es im Stadion anzuschauen, doch ich werde ihr sagen, daß sie es doch auch im Fernsehen anschauen kann. Dann wird sie Schweini und Poldi sehen, und vielleicht können wir danach über sie schreiben.

Ich hab mir auf jeden Fall vorgenommen, den Kontakt zu ihr nie abzubrechen, und vielleicht wird sie mich einmal in Deutschland besuchen. Darüber würde ich mich riesig freuen. In meinem Herzen werde ich sie mitnehmen.

Besprechung des Buches von Johannes W. Grüntzig und Heinz Mehlhorn:

Expeditionen ins Reich der Seuchen Medizinische Himmelfahrtskommandos der deutschen Kaiser- und Kolonialzeit¹

Freya Eckhardt

Johannes W. Grüntzig, geb. 1937, studierte in Heidelberg Medizin, verbunden mit einer tropenmedizinischen Ausbildung. Nach einem ergänzenden Ethnologiestudium arbeitet er vorübergehend am Institut für Sozialmedizin in Hannover, danach als Leitender Stabsarzt am Schiffahrtsmedizinischen Institut der Bundesmarine in Kiel. Ab 1970 unternimmt er als Augenarzt mehrere tropenmedizinische Forschungsreisen. 1982 wird er Professor für Augenheilkunde in Düsseldorf. Es folgen gemeinsame Arbeiten mit Heinz Mehlhorn. Mit Dietrich W. Büttner und Eberhard J. Albiez erforschte er die Flußblindheit am Tropeninstitut in Hamburg.

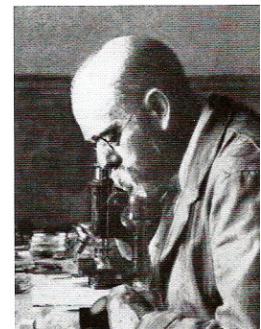
Heinz Mehlhorn, geb. 1944, studierte Biologie und Chemie in Bonn. Seit 1977 ist er Professor für Parasitologie in Düsseldorf und seit 1981 Chefeditor der international renommierten Zeitschrift „Parasitologie“. Von 1991 bis 1995 leitete er als Präsident die Deutsche Gesellschaft für Parasitologie und die Weltgesellschaft für Protozoologie. Neben mehreren Auslandsaufenthalten, wobei er Gastprofessuren wahrnahm, leitete er Expeditionen in Afrika und Asien und nahm an der Jahrtausendexpedition 2000 des Alfred-Wegener-Instituts für Polarforschung in die Antarktis teil.

Der Untertitel ihres Buches sagt am deutlichsten, worauf sich die „Pioniere“ einließen, die als Mediziner, Missionare, Biologen, Geologen oder Kaufleute – einige im Auftrag Wilhelms I. bzw. Wilhelms II. – die jungen deutschen Kolonien in Afrika und Südostasien auf Forschungsexpeditionen bereisten oder sich dort niederließen.

Erst spät betrat Deutschland die Weltbühne als Kolonialmacht. Erste Bestrebungen des Großen Kurfürsten Friedrich III. (später König Friedrich I.), der die Hälfte der Antilleninsel Trinidad und Tobago erwarb, beendete sein sparsamer und pragmatisch handelnder Sohn Friedrich Wilhelm I. (der Soldatenkönig). Es war zu teuer, Kolonien zu unterhalten und zu verteidigen. Ferngelegene Weltgegenden zu erreichen fiel schwer, zumal Preußen

noch keine eigene Flotte besaß. 1884 kommt es aber zu einem Umdenken, das Bismarck anstößt. Er erkennt am wirtschaftlichen und politischen Aufblühen der anderen europäischen Nationen, vor allem Englands und Frankreichs, worauf ihn auch Hamburger und Bremer Kaufleute mit Nachdruck hinweisen, die Notwendigkeit, eigene Kolonien zu erwerben und auszubauen. Die Schwerpunkte der Bestrebungen liegen zunächst in Afrika: Togo, Kamerun, Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwestafrika werden deutsche Kolonien; ab 1888 kommt auch Südostasien mit Neuguinea, den Karolinen, den Marianen und Samoa dazu. Alles Gebiete, in denen schon immer viele gefürchtete Seuchen auftraten.

Es ist eine glückliche Fügung, daß – parallel zur deutschen Expansionspolitik – deutsche Mediziner eben zu dieser Zeit bahnbrechende Forschungsergebnisse hervorbringen. Allen voran Robert Koch (1843-1910), der mit der Entdeckung des Milzbranderreger weltweit den Kampf gegen die gefährlichsten Seuchen eröffnet. Er und seine Schüler entdecken in rascher Folge Parasiten und Bakterien, Verursacher schwerer Infektionskrankheiten, die Hunderttausende das Leben kosteten, wie Cholera, Tbc, Pest, Malaria, Typhus, Schlafkrankheit, Flußblindheit, um nur einige zu nennen. Mit dem Erkennen des „Feindes“ ließen sich endlich auch Medikamente, wie z.B. unter vielen anderen das bekannte Chinin gegen Malaria, entwickeln und einsetzen, desgleichen Seren für vorbeugende Impfungen gegen Tetanus, Gelbfieber, Typhus, Diphtherie u.a. sowie schließlich auch Hygienevorschriften befolgen, um Ansteckung und Erkrankung zu verhindern. All das brachte große Erleich-



Robert Koch (1896)

Quelle: ebd., S. 111

¹ Grüntzig, Johannes W. / Mehlhorn, Heinz: Expeditionen ins Reich der Seuchen. Medizinische Himmelfahrtskommandos der deutschen Kaiser- und Kolonialzeit. München: Elsevier, Spektrum Akademischer Verlag 2005, 379 S., ISBN 978-3-8274-1622-3. – € 28,50.

terung und Hilfe für die Reisenden, die neuerdings in den Tropen lebenden Europäer und natürlich auch für die Eingeborenen. Deutschland wurde Vorreiter in der Entwicklung der Tropenmedizin mit Berlin als dem logistischen Zentrum für Forschung und Expeditionen. Man wußte nun, daß man vor Ort am effektivsten forschen konnte.

So sandte Deutschland in der kurzen Zeit, in der es Kolonialmacht war (1884-1918), viele Ärzte, Biologen, Zoologen u.a. in großen und kleinen Forscherteams in seine Kolonien. Allen voran Robert Koch, der insgesamt acht Jahre seines Lebens auf Expeditionen allein in Afrika und Südostasien verbrachte. Ziel seiner ersten Afrika-Mission war 1883 einer Cholera-Epidemie wegen Ägypten, wohin er von höchster Stelle auf ein Hilfsersuchen der Briten hin entsandt wurde. Auf seiner großen „Malaria-Expedition“ besuchte er auf dem Wege nach Neuguinea 1899 das niederländisch-indische Java, wo er seine Blutuntersuchungen startete. In den Siedlungen nahe bei Sümpfen und sonstigen typischen Brutgebieten der Moskitos fand er eine hohe Infizierungsrate vor, besonders bei Säuglingen unter einem Jahr. Davon waren erschreckende 41 % von Parasiten befallen. Das Blut der Gleichaltrigen im 1.777 m hohen Tengger-Gebirge war dagegen frei davon. Koch folgerte daraus zutreffend: Wo keine Moskitos, da keine endemische Malaria. Seine letzte Reise führte ihn 1908 auch nach Japan, wohin ihn sein erfolgreicher Schüler Kitasato (Entdecker des Tetanuserregers) eingeladen hatte. Er wurde sogar von Kaiser Meiji empfangen. Noch heute genießen beide große Verehrung in Japan.

Erwähnt sei am Rande, daß einer großen Expedition unter Leitung von Prof. Ludwig Külz und Dr. Alfred Leber (Tropenmediziner und Augenärzte) sich 1913 der Maler Emil Nolde und seine Frau Ada anschließen durften. Er wollte Studien über die Ureinwohner Neuguineas anstellen. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs beendet abrupt diese letzte Expedition Deutschlands als Kolonialmacht. Nolde berichtete später im dritten Band von „Welt und Heimat“ über diese Reise.

Diese Zeit bahnbrechender medizinischer Entwicklungen im Kontext der Weltgeschichte wird von Johannes W. Grüntzig und Heinz Mehlhorn in einem äußerst spannenden, um nicht zu sagen, auf-

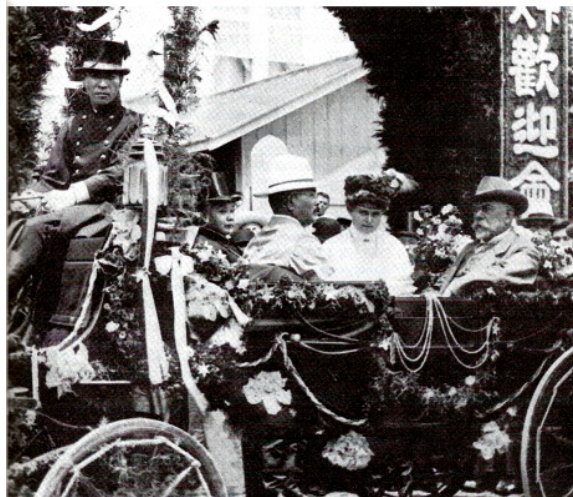
regend zu lesenden Buch dargestellt. Auch wenn es dem Leser in einigen Abschnitten Stehvermögen abfordert, denn Schilderungen von Krankheitsbildern sind nicht immer angenehm. Das lesenswerte Buch ist in übersichtliche Kapitel, in denen auf die Seuchen einzeln eingegangen wird, gegliedert, darum auch für Laien gut zu verstehen. Außerdem ist es reich mit zum Teil historischen Fotos bebildert.

Es ist bewegend zu lesen, wie Ärzte und Forscher die immensen Strapazen und oft lebensbedrohlichen Reisen mit, aus heutiger Sicht, primitiven Mitteln auf sich nahmen. Manch einer bezahlte seinen Einsatz mit dem Leben. So und vielleicht sogar dennoch kam es zu Forschungsergebnissen, welche bis heute die Basis der Tropenmedizin bilden. Die Autoren haben unter Auswertung von Tagebüchern, Briefen und Expeditionsdokumenten, die durch die beiden Weltkriege weltweit verstreut und oft schwer zugänglich waren, ein faszinierendes Bild des medizinisch-naturwissenschaftlichen Expeditionsfiebers während der deutschen Kolonialzeit gezeichnet.

Wenn wir uns heute vor den großen Seuchen sicher fühlen, ist das ein Verdienst jener Menschen. Dennoch – die Sicherheit ist trügerisch. Grüntzig und Mehlhorn weisen uns darauf hin, wie wachsam wir sein müssen, die Hydra entwickelt immer neue Strategien und schlägt in neuer Maskierung zu. Das wird im letzten Kapitel klar, wo von der Vogelgrippe (SARS), einer für den Menschen lebensbedrohlichen Atemwegserkrankung, die Rede ist. Sie könnte durch den Kontinente überspannenden

Vogelflug und den boomenden interkontinentalen Reiseverkehr rasch Pandemien auslösen. Und dann vom Rinderwahnsinn (BSE), der vermutlich schon lange in Neuguinea bei den Kannibalen unter dem Namen Kuru, „der lachende Tod“, bekannt und ihrer „Eßgewohnheiten“ wegen verbreitet war. Und wir, anstatt daraus zu lernen, gaben unseren Rindern Tiermehl statt Gras zu fressen und wunderten uns über die rasche Verbreitung von BSE, an

der auch der Mensch erkranken kann. Die Verfasser führen uns eindeutig vor Augen, daß die Forschung nicht auf ihren Erfolgen ausruhen darf. – Ich wiederhole mich gern: Ein lesenswertes Buch!



Triumphaler Empfang 1908 in Osaka für Robert Koch (rechts), daneben seine Frau und ihm gegenüber Professor Kitasato

Quelle: ebd., S. 195

Besprechung des Romans von Susanne Hornfeck:

Ina aus China oder Was hat schon Platz in einem Koffer¹

Irene Wegner²

Mit dem kleinen Mädchen Ina, eigentlich Chen Yinna, führt uns die Autorin in ihrem Debütroman in faszinierende vergangene Welten, die sie mit sehr viel Detailkenntnis und Einfühlungsvermögen vorstellt. Geschildert wird die Jugend eines chinesischen Mädchens, das mit ihrem Vater aber mutterlos im kriegsgebeutelten Shanghai seine ersten Lebensjahre verbringt. Als 1937 japanische Angriffe auf China bevorstehen und auch der Vater Shanghai verlassen muß, beschließt er, seine einzige Tochter aus Sicherheitsgründen mit seiner Nichte zusammen nach Deutschland zu schicken. Nach einer mehrwöchigen Schiffs- und Bahnreise kommt sie in der neuen Heimat an, in der sie den größten Teil ihrer Schulzeit verbringen wird.

Es handelt sich um das wahre Geschick einer Frau, die Susanne Hornfeck in den 90er Jahren auf Taiwan kennengelernt hat und deren Jugenderlebnisse sie nun in eine literarische Form für vornehmlich jugendliche Leser gebracht hat. Aufgrund ihrer genauen Kenntnisse beider Kulturkreise und intensiver Recherchen gelingt es ihr immer wieder, die vielen Gegensätze dieser beiden Welten – dort das laute, bunte, weltoffene Shanghai der 30er Jahre, hier das wohlgeordnete, zuweilen etwas engstirnige Kleinstadtleben in Brandenburg – lebendig und greifbar zu machen.

Ina muß zunächst die deutsche Sprache erlernen, was der Siebenjährigen schnell gelingt. Sie ist anpassungsbereit, ohne ihre eigenen Ansichten und Träume dabei völlig zu opfern. Bald kann sie die Volksschule besuchen, und schon nach zwei Jahren wird sie in die Mädchen-Oberschule aufgenommen. Schwerer fällt ihr dagegen die Beschäftigung mit den chinesischen Schriftzeichen, die sie zu Hause ja noch nicht zu schreiben gelernt hat. Susanne Hornfeck nutzt die Gelegenheit, eine erste Einführung in die Andersartigkeit des chinesischen Schriftsystems zu geben. Neben dieser fremden Kultur rückt sie dann aber die verstörenden Realitäten in Nazi-Deutschland immer mehr ins Blickfeld.

Ina erfährt, daß sie zu ihrer deutschen Pflegemutter gekommen ist, weil deren Schwiegervater, ein hochrangiger Offizier, sich im Boxeraufstand in Peking mit Inas Großonkel angefreundet hatte, obwohl sie sich ja eigentlich als Feinde hätten gegenüberstehen müssen. Ihre Vorstellung von Freund und Feind erhält immer wieder andere Facetten. Und stets aufs neue leuchtet auch die damals problematische Beziehung zwischen China, Japan und Deutschland auf.

Je mehr sie sich in Brandenburg zu Hause fühlt, desto stärker wird auch ihr Heimatbegriff gründlich durcheinandergebracht, denn die etwas strenge und zurückhaltende Offizierswitwe, Frau von Steinitz, bei der sie lebt, ist ihr nach einiger Zeit vertrauter als die eigene Cousine in Berlin. Die Erinnerung an China verblaßt immer mehr. Die kriegsbedingten Zustände in Deutschland zwingen Ina schließlich, in die Schweiz zu emigrieren, wo sie den Rest ihrer Schulzeit recht unglücklich, da nun endgültig völlig entwurzelt, in einem Internat verbringt. Die Heimkehr nach Taiwan schließlich im Jahre 1955 macht ihr deutlich, daß sie trotz ihres Aussehens mit einer Chinesin fast nichts mehr gemein hat. Erneut werden enorme Integrationsbemühungen notwendig.

Die klare und ungestelzte Sprache erleichtert den Einstieg sicherlich besonders einem jungen Publikum. Aber auch für erwachsene Leser, insbesondere solche mit eigenen Ostasienerfahrungen, scheint dieser Roman durchaus lesenswert.

Zur Autorin: Dr. Susanne Hornfeck arbeitete nach dem Studium der Sinologie, Germanistik und Deutsch als Fremdsprache in Tübingen, London und München u.a. als Lektorin und Übersetzerin. Von 1989 bis 1994 war sie als DAAD-Lektorin an der National Taiwan University tätig. Seit ihrer Rückkehr hat sie einige Sachbücher verfaßt und daneben zahlreiche Werke aus dem Englischen und Chinesischen übersetzt [z.B. *Shanghai-Krimis von Qiu Xiaolong*]. 2007 erhielt sie den C. H. Beck-Übersetzerpreis.

¹ Hornfeck, Susanne: Ina aus China oder Was hat schon Platz in einem Koffer. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2007, 300 S., ISBN 978-3-62330-8. – € 8,95.

² Buchbesprechung von Dr. Irene Wegner in: Asia Intercultura Magazin 2008, Heft 2, S. 25f. (gekürzt).

Buchempfehlungen

Renate Jährling

Goikhman, Izabella: Juden in China. Diskurse und ihre Kontextualisierung. Berliner Studien 47, Hrsg. Mechthild Leutner. Berlin: LIT Verlag 2007, 203 S., ISBN 978-3-8258-0692-7. – € 19,90. Die Autorin präsentiert erstmals und umfassend die wissenschaftlichen Erörterungen in China und im Westen über Juden in China, und zwar mittels Auswertung von über 250 Quellen in fünf Sprachen aus dem frühen 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Zwei Phasen der jüdischen Präsenz in China lassen sich unterscheiden: Die erste Phase umfaßt die Juden im traditionellen China, die wahrscheinlich schon zur Zeit der Tang Dynastie (618-907) als Händler kamen und sich später, ab etwa 1000 n. Chr., an mehreren Orten niederließen, wobei nur eine einzige Gemeinde – die in Kaifeng, Mittelchina – Zeugnisse ihrer Existenz hinterließ. Die zweite Phase setzt nach den sog. ungleichen Verträgen Mitte des 19. Jahrhunderts ein, als die unfreiwillige Öffnung Chinas den bagdadischen (sephardischen) Juden in Shanghai und Hongkong sowie den russischen (aschkenasischen) Juden in der Mandschurei – hier besonders beim Bau der Ostchinesischen Eisenbahn – gute Verdienstmöglichkeiten versprach. Im 20. Jahrhundert bot China den verfolgten Juden aus Rußland (nach den Pogromen von 1905 und nach der Oktoberrevolution) und aus Mitteleuropa (Ende der 30er Jahre) eine durch die außergewöhnliche Toleranz der chinesischen Gesellschaft ermöglichte Zuflucht, vor allem in Harbin und Shanghai. Nach dem Krieg wurden die Juden wie überhaupt die Ausländer aufgefordert, China zu verlassen. Die meisten taten das, was zur Auflösung der Gemeinden führte.

Für die Zeit nach 1980 lassen sich vier Forschungsschwerpunkte feststellen: Die Juden in Kaifeng, ihr Assimilationsprozeß und die heutigen Nachkommen / Die bagdadische Gemeinde in Shanghai (führende Familien: Sassoon und Har-doon) / Die jüdische Gemeinde in Harbin / Das Shanghaier Exil. In den letzten beiden Kapiteln über die Mandschurei bzw. Manchukuo und Shanghai, damals von Japan besetzt, widmet sich die bedeutsame Quellenstudie u.a. dem Thema „Die Judenpolitik der Japaner“.

Meyer, Helmut H.: Schicksal Shanghai. Roman. Schweinfurt: Wiesenburg Verlag 2008, 423 S., ISBN 978-3-939518-82-2. – € 24,80.

Helmut H. Meyer, übrigens StuDeO-Mitglied, wurde 1927 in Shanghai geboren und besuchte die Kaiser-Wilhelm-Schule bis zur Repatriierung 1946. Sein unterhaltsames fiktives Portrait einer von 1910 bis 1948 in Shanghai lebenden Taipan-Familie entführt den Leser in eine politisch überaus turbulente Zeit. Abgesehen von historischen Figuren und Vorgängen, sind die Personen und Ereignisse des Romans frei erfunden:

Peter Reldin absolviert in einem Hamburger Handelshaus seine Kaufmannslehre und läßt sich in die Shanghaier Filiale versetzen, dabei heimlich planend, sich bald selbständig zu machen. Bereits einen Tag nach Ende seiner Probezeit gründet er mit Unterstützung eines zuverlässigen chinesischen Compradors eine eigene Export-Importfirma. Handelsprodukte sind hauptsächlich Tee, Federn, Kampfer, Häute, Felle und bedruckte Stoffe. Später erweitert er sein Unternehmen um Immobiliengeschäfte, eine Fahrrad- und eine Textilfabrik.

Obwohl sehr tüchtig und eigentlich erfolgreich, erlebt der Taipan [*Großkaufmann*] doch mehrere geschäftliche Rückschläge – infolge der politischen Zeitläufte und den bösen Intrigen und Verleumdungen eines abgewiesenen Verehrers seiner ersten Frau. Von 1914 an verbringt Peter unschuldig fünf Jahre in japanischen Gefängnissen, um danach wieder neu anzufangen. Die japanischen Luftangriffe 1932 und 1937 zerstören Teile seiner Fabrik- und Bürogebäude in Chapei und anderswo. Auch von privaten Schicksalsschlägen nicht verschont, findet er schließlich in seiner zweiten Frau, einer Ärztin, die adäquate Partnerin. Das Ehepaar nimmt zu den eigenen Kindern noch einen intelligenten chinesischen Waisenjungen auf, der, nach Besuch der Kaiser-Wilhelm-Schule und einer Kaufmannslehre sich als unternehmerisches Talent erweisend, Peters Nachfolger in dessen Shanghaier Firma wird, als dieser sich 1948 zusammen mit seiner Frau für einen Neuanfang auf Hawaii entscheidet. „Schon acht Monate später, im Mai 1949, marschierten kommunistische Truppen über die Nan-king Road ...“

Pantow, George / Pantow, Christa (Aquarelle): Anak-Kantschils Geheimauftrag, Band 1, 51 S., ISBN 978-3-8334-6813-1

Anak-Kantschil und das Menschenkind, Band 2, 52 S., ISBN 978-3-8334-7909-0

Anak-Kantschil und die Waldgeister, Band 3, 52 S., ISBN 978-3-8334-7910-6

Norderstedt: Books on Demand 2007. – Jeweils € 7,50.

Hinter diesen rätselhaften Titeln verbergen sich drei Tiermärchen, die in der Reihe „Abenteuer eines kleinen Zwerghirsches“ bisher erschienen sind. „Es war einmal ein Zwerghirschjunge. Er hieß Anak-Kantschil (Kantschil-Kind) und war so klein, daß er bequem sitzend in einen Schuhkarton gepaßt hätte. Er lebte mit seinen Eltern und Geschwistern auf einer Landzunge im Ostteil einer Insel, die Tanah Harun, ‚Duftendes Land‘, hieß, mitten im Indischen Ozean.“

Mit diesen Worten stellt der Autor seinen kleinen Helden vor. Der Kantschil ist ein Tier aus der indonesischen Fabelwelt, ein Zwerghirsch, aber ohne Geweih. Er spielt fast dieselbe Rolle wie Reineke Fuchs in Europa. Er kann im gnadenlosen Urwald nur durch seine außergewöhnliche Schläue überleben, ist aber im Gegensatz zu Reineke friedliebend und körperlich hilflos.

Zusammen mit seinem Freund Kutilan, einer Waldamsel, erlebt Anak-Kantschil aufregende Begegnungen mit den wilden Tieren des Urwalds, mit den grauen



Makaken-Affen, mit Harimau, dem Tiger, der Pythonschlange Tschindai, den Buayas (Krokodilen), Gadschahs (Elefanten) und vielen anderen mehr und lernt die Früchte des Waldes, wie die stinkenden, aber wohlschmeckenden Durians, kennen.

George Pantow erzählt von den märchenhaften Abenteuern im Urwald Indonesiens in kindgerechter und schnörkelloser Sprache. Die Büchlein sind hübsch gestaltet, stabil gebunden und von Christa Pantow mit reizenden Farbaquarellen ausgeschmückt. –

George Pantow wurde 1932 in Koetaradja (heute Banda Aceh) im damaligen Niederländisch-Indien geboren und besuchte eine holländische Schule. 1954 kam er nach Deutschland, um Flugzeugbau zu studieren. Am Rande: Christa und George Pantow sind seit vielen Jahren StuDeO-Mitglieder.

Wang Shu Zu und Hang Ying (Hrsg.): Modern China through the Eyes of Tianjin: 100 First. Tianjin 2007, 230 S., ISBN 978-7-201-05528-2. – € 30,00 zzgl. Versandkosten: auf Landweg ca. € 20,00.

Dankenswerterweise sind Sohn und Tochter von Frau Hang Ying, Gründerin des Tianjin Museum of Modern History, bereit, StuDeO-Mitgliedern und -Freunden beim Erwerb des Buches zu helfen: Bitte richten Sie Ihre Bestellung an Frau Luci Liu in Hamburg (Tel.: +49-40-20003711, E-Mail: ichxin@hotmail.com). Nach Erhalt der Rechnung überweisen Sie bitte den Betrag auf ihr Konto, Bankverbindung: LIU, Xin, Konto-Nr. 8014904, BLZ: 67070024, Deutsche Bank Mannheim.

Der großformatige Bildband vereinigt mit zahlreichen schwarz-weißen und farbigen Abbildungen auf beeindruckende Weise die „wichtigsten 100 Blicke“ auf Tianjin / Tientsin im besten Computer-Design. Nach Themen geordnet – wie z.B. Erziehung, Militär, Justiz und Rechtssystem, Stadtanlage – zeigt das auch im Wortsinne schwergewichtige Werk (2,1 kg) sehr anschaulich die Entwicklung von „Himmelsfurt“ zu einer modernen Stadt.

Die Texte sind zweisprachig (chinesisch und englisch). Den 100 Blickpunkten (eigentlich 112) sind jeweils kleinformatige Fotos von historischen Haustüren und Toren in Tianjin zugeordnet, die am Schluß genau beschrieben werden.

Die Herausgeber widmen den Bildband den Einwohnern von Tianjin und seinen Freunden in aller Welt.

Yu-Dembksi, Dagmar: Chinesen in Berlin. Berlin-Brandenburg: berlin-edition im be.bra verlag 2007, 160 S., ISBN 978-3-8148-0159-9. – € 14,90. Das Buch schlägt einen Bogen von den Anfängen chinesischer Migration im späten 19. Jahrhundert über die Kommunisten im Umfeld der Schriftstellerin Anna Seghers und die Chinesen „unterm Hakenkreuz“ bis hin zur Nachkriegszeit und dem chinesischen Leben im heutigen Berlin, in dem über 6.000 Chinesen leben.

1861 wird zwischen dem chinesischen Kaiserreich und Preußen ein „Deutsch-chinesischer Freundschafts-, Handels- und Schiffsverkehrsvertrag“ unterzeichnet, woraufhin Preußen und China 1863 diplomatische Beziehungen aufnehmen. 1876 kommen sieben chinesische Offiziere zur Ausbildung nach Berlin, ein Jahr später wird hier die Chinesische Gesandtschaft eröffnet. 1887 wird das Seminar für Orientalische Sprachen an der Humboldt-Universität und 1902 der „Club chinesischer Studenten in Deutschland“ gegründet.

Das Buch ist reich bebildert. Eines der Fotos zeigt den späteren chinesischen Ministerpräsident Zhou

Enlai in einem Boot sitzend; er war 1905 und dann noch einmal 1922 nach Berlin gekommen, um Mitglieder für die dortige kommunistische Zelle zu werben. 1953 wird er Ehrendoktor der Humboldt-Universität in Ost-Berlin. – In den 20er Jahren studieren 1.000 Chinesen in Berlin, und in Friedrichshain entsteht ein Chinesenviertel mit Händlern und Kaufleuten. Mehrere große Ausstellungen bringen den Berlinern die chinesische Kunst nahe. Das Kapitel „Ein Chinese mit dem Kontrabaß“ ist dem in Berlin aufgewachsenen, sympathischen

Han Sen gewidmet, der durch seine gleichnamigen Lebenserinnerungen (2001) bekannt wurde. Des Weiteren stellt Dagmar Yu-Demski, u.a. Leiterin des Konfuzius-Instituts der Freien Universität Berlin, in ihrem unterhaltsamen wie informativen Buch weitere Lebensläufe von herausragenden Chinesen in Berlin vor, wobei sie sich im Kapitel „Hongkong-Bar und China Club“ auch auf die Suche nach Spuren ihrer eigenen Familiengeschichte begibt.

Vermischtes

Zum Schreibwettbewerb an der DSTY



Wie im Dezember-Heft 2007 dargestellt (siehe dort, S. 36), hat das StuDeO der Deutschen Schule Tokyo Yokohama (DSTY) gegenüber einen Schreibwettbewerb angeregt. Die Herren Grimm und Dr. Lange aus dem dortigen Kollegium griffen den Vorschlag freundlich auf, und so kam es, daß im Sommer letzten Jahres eine Reihe von interessanten und aufschlußreichen Aufsätzen, verfaßt von Schülerinnen und Schülern der Mittel- und der Oberstufe, eintrafen.

Und wie erinnerlich, erschienen die beiden von unserer spontan gebildeten Jury mit Ersten Preisen ausgezeichneten Aufsätze im besagten Heft (siehe dort, S. 32-34). Im vorliegenden Heft folgen nun, wie zugesagt, die beiden Aufsätze, die den Zweiten Preis zugesprochen bekamen, und zwar diejenigen von Johannes Eberts und Annika Czajor (siehe S. 27-29).

Inzwischen schrieb uns Dr. Lange unter dem 14.12.2007 eine Mail; darin heißt es: „Am Montag [*also am 10. Dezember*] konnten wir im Rahmen einer kleinen Verleihungs- und Lesungsrunde Ihre großzügigen Preisgelder zusammen mit den Urkunden und der uns zugesandten Ausgabe Ihrer Verbandszeitschrift an die Preisträger überreichen. Alle Anwesenden waren von den prämierten Texten sichtlich angetan und lauschten andächtig. Ich möchte Ihnen im Namen des Fachbereichs Deutsch ganz herzlich für den durch Sie geschaffenen wertvollen Schreibanlaß danken ...“

Das bei der Verleihungs- und Lesungsrunde entstandene Foto zeigt die geschilderte Szene mit (v.l.n.r.) Dr. Lange sowie den Preisträgerinnen und Preisträgern Yuki Asano, Annika Czajor, Azur Coulmas, Rena Kracklauer, Johannes Eberts, Christian Schmelter.

Die mitgeschickte Panoramaaufnahme (siehe S. 27) gibt den Blick frei auf das stattliche Gebäudeensemble der DSTY samt dem wahrhaft großzügig bemessenen Gelände.

Das StuDeO ist froh über das so positive Echo, das seine Anregung an der DSTY gefunden hat, an einem Ort, wo unser Verein und seine Intentionen bislang noch weitgehend unbekannt waren, er nun aber vielleicht auf weiteres Interesse hoffen darf.

Ernst Dietrich Eckhardt

Zuschriften



Ursula Correns, die die japanische Tuschmalerei vollendet beherrscht, schickte aus Tutzing ihre vorstehende Neujahrskarte, worin sie das diesjährige chinesische Tierkreiszeichen mit einer deutschen Sage schöpferisch kombiniert. Sie schrieb dazu: Im Jahr der Ratte 2008 wünsche ich Euch, so

wie der Rattenfänger von Hameln durch Musik das Dunkle verbannen zu können. –

Das Jahr der Ratte ist eines der Fülle, das günstige Gelegenheiten und gute Aussichten mit sich bringt, und zwar auch an den Aktien- und Warenbörsen sowie hinsichtlich der Weltkonjunktur. Im großen und ganzen dürfte es vergleichsweise glücklich ausfallen (Quelle: Theodora Lau: Das große Buch der chinesischen Astrologie).

Nach der Überlieferung in einer Lüneburger Handschrift um 1450 soll 1284 ein Pfeifer 130 Kinder aus Hameln entführt haben („Exodus Hamelensis“). Heute gibt es unterschiedliche Deutungen, was damit gemeint gewesen sein könnte. Die einen vermuten den Ursprung der Sage in einer Abwerbung für die Besiedelung Mährens, andere glauben sie auf eine mittelalterliche Abwanderung nach Pommern zurückführen zu können. Richtig wird sein, daß sich eine alte Wandersage von einem dämonischen Rattenfänger mit einem historisch-politischen Ereignis im Raum Hameln verbunden hat (Quelle: Brockhaus).

Susanne Fricke aus Göppingen berichtet über eine Reise mit ihrer Schwester Barbara, verh. Pia-zolo, in ihre gemeinsame Vergangenheit im Fernen Osten: Mit 66 Jahren wollte ich endlich meine Geburtsstadt Hanoi kennenlernen. Dorthin waren meine Eltern Ruth und Max Springweiler mit Bärbel, geboren im September 1938, im Jahre 1940 geflohen, nachdem Kunming (Provinz Yunnan / SW-China) wegen Attacken der Japaner zu unsicher geworden war und weil die Vichy-Regierung, die in Hanoi die Verwaltung übernommen hatte, Deutsche noch nach Indochina hineinließ. Ich kam im Februar 1941 in Hanoi zur Welt. Sechs Wochen später verließen wir Indochina per Schiff via Haiphong, weil die Franzosen gespalten waren zwischen Anhängern de Gaulles und Anhängern der Vichy-Regierung und Mord- und Totschlag an der Tagesordnung war.

Im letzten Jahr wandelten wir also auf den Spuren unserer Eltern und meiner damals zweijährigen Schwester. Wir fanden das Hospital, wo ich zur Welt kam, die Kirche, in der ich getauft wurde, den See, um den unsere Mutter oft spazieren gegangen ist, das Hotel, in dem sie auf die Geburt ihres zweiten Kindes wartete. Viele Gebäude aus der Kolonialzeit existieren noch, sie würden die Stadt heute noch sehenswert machen, wenn nicht der fürchterliche Verkehr ihre Schönheit ersticken würde.

Bärbel und ich unternahmen eine Fahrt an die Küste und eine Bootsfahrt in der Halong Bucht. Sie ist

einzigartig mit ihren beinahe zweitausend zumeist unbewohnten Inseln, deren felsige Küsten zum Teil über hundert Meter hoch aus dem Wasser ragen. Wir übernachteten auf einem Schiff, das vor einigen Jahren nach alten Plänen rekonstruiert worden war. Das Original diente in der Kolonialzeit als Vergnügungsdampfer, auf dem die Franzosen durch das Felsenlabyrinth fuhren, den Sonnenuntergang erlebten, im warmen Wasser badeten und das Leben genossen. Eine Bar an Deck, ein großer Speisesaal, gutes Essen und dann diese Kulisse. Für die Kolonialherren ging der Traum 1954 blutig zu Ende nach der Schlacht von Dien Bien Phu.

Von Hanoi flogen wir nach Hongkong, wo wir an einem Schultreffen teilnahmen. 300 Ehemalige waren der Einladung gefolgt. Das Spannendste war für uns die Begegnung mit Mitgliedern der Lutheran World Federation, jener Mission, für die unser Vater dreieinhalb Jahre lang (von Juli 1946 bis Dezember 1949) als Pilot tätig war und Hunderte von Missionaren mit deren Familien aus vom Bürgerkrieg bedrohten Gebieten in China ausgeflogen hat, unter Einsatz des eigenen Lebens.¹ So hatte er

¹ Siehe Max Springweiler: Flugpionier in China, Hamburg: Verlag Dr. Kovač 1996. Die englische Ausgabe „Pioneer Aviator in China. Memoirs of Max Springweiler“, 1998, ISBN 0-9666-630-0-4, ist zu beziehen über: CAT Association and Air America Association,

auch diese ehemaligen Schülerinnen gerettet, und es war ergreifend, wie sie ihre Dankbarkeit immer wieder zum Ausdruck brachten.

Bärbel und ich sind mehrmals mit der Star Ferry von Kowloon nach Hongkong und zurück gefahren. Das war damals ein Teil unseres Schulwegs, und wer die Hausaufgaben noch nicht fertig hatte, hatte etwa zehn Minuten Zeit, dies auf der Fähre nachzuholen.

Wie hat sich Hongkong, der Geburtsort meiner Schwester, inzwischen verändert. Hochhäuser, Hochhäuser! Alles ist zugebaut. Ein Wahnsinn. Es wird auch weiterhin Land aufgeschüttet zwischen Insel und Festland, der Hafen wird immer schmaler, die Dschunken sind verschwunden, die großen Schiffe auch (die haben jetzt einen eigenen Hafen), ein riesiger Containerhafen ist entstanden, und der Flughafen ist nicht mehr Kai Tak, sondern liegt auf der Insel Lantao, zu unserer Zeit ein beschauliches, fast unbewohntes Eiland mit einem buddhistischen Tempel auf der Höhe. Heute befindet sich auf der Insel, die durch eine Brücke mit dem Festland verbunden ist, außer dem neuen Flughafen oben auf dem Berg die größte Buddhastatue der Welt, zu der etwa 70 Stufen hinaufführen und von wo aus man einen herrlichen Blick auf das Chinesische Meer

und die Inselwelt hat.

Wir wollten Asien nicht verlassen, ohne eine Stippvisite in Macao zu machen, wo unsere Familie 1949/1950 nach der Flucht aus dem von den Kommunisten übernommenen Shanghai auf die Visa für Hongkong warteten. Macao, die ehemals portugiesische Kolonie in der Nähe von Hongkong, ist der reine Wahnsinn. Damals war die Stadt schon eine Spielhölle, heute hat sie, was die Umsätze betrifft, Las Vegas eingeholt, ja überrundet. Die Chinesen sind leidenschaftliche Spieler. Mit dem Luftkissenboot ist man von Hongkong aus in einer Stunde in Macao (früher dauerte die Fahrt vier Stunden). Die „Spielsüchtigen“ fahren morgens hin und abends wieder zurück – mit einer Tasche voll Geld oder auch ohne! Wir fanden zwei unserer vier Unterkünfte von damals, den Tempel, bei dem wir von der Riksha in den Bus zur Schule umstiegen, sowie unsere Sacred Heart School, die Kirche und das Gouverneurshaus. Das Hotel Central, unsere erste Bleibe, steht noch, ist aber sehr heruntergekommen. Schon damals war es eine Spielhölle, und da es mit den Visa für Hongkong offenbar länger dauern würde als gehofft, waren wir in die Pension Carmen neben dem Government Building umgezogen.

Vereinsnachrichten

◆ Mitglieder

Wir begrüßen in unseren Reihen vierzehn neue Mitglieder:

Carola Arndt und Richard Buckanin

Carl Bürger (Tientsin 1946-1952, Shanghai 2000-2003)

Hella Chang-Schneider

Karl-Heinz Grundmann

Marion und Rainer Gleiß

Beate Hottenrott geb. Juttka (Hunan 1930-1936)

Rosemarie Kaiser-Thomas geb. Pinks (Tientsin 1927-1934)

Inge Kütke geb. Cordes (Shanghai 1922-1926)

Paul Rosen (Peking, Nanking 1933-1937)

Gerhard Schreck (Tokyo)

Doris und Peter-Jörg Schroeder (Tianjin)

◆ Adressenänderung

Bitte geben Sie – bei Renate Jährling – bekannt, wenn sich Ihre Anschrift, Ihre Telefonnummer oder Ihre E-Mail-Adresse ändert.

◆ Archiv

Wieder ist viel wertvolles Material – Bücher, Manuskripte und Fotos – teils leihweise, teils auf

Dauer ins Archiv gelangt. Dafür sei allen, die unsere Sammlungen bereicherten, herzlich gedankt. Als besonders bemerkenswert seien stellvertretend erwähnt die Zuwendungen von Helga Schäfer – sie sandte Kopien von Zeichnungen, die ihr Großvater Curt Rothkegel im Lager Kurume gemalt hat – und von Renate Stephan, die ihre Familienfotoalben zur Verfügung stellte.

Rudolf Tritthart übergab englischsprachige Unterlagen aus dem Berufsleben seines Vaters Alfred Tritthart, Wasserbauingenieur in Tientsin (siehe StuDeO-INFO April 2007, S. 10-14), die von ihm nach Themen zusammengestellt und sorgfältig kommentiert wurden. Er schrieb dazu: „Aus dem Wollen, die Unterlagen grob zu ordnen, bevor ich sie verschicke, ist ein viel größerer Aufwand an Lesen, Notieren und Schreiben geworden als ursprünglich beabsichtigt. Mein Gewinn aber, für den ich dankbar bin, ist ein tiefer Einblick in die Arbeitswelt meines Vaters mit seinem Schaffen, seinen Gedanken und seinen Visionen.“

Helga Klassmann erkannte auf dem Foto auf S. 19 des StuDeO-INFO Dezember 2007 ihren Vater Hans Spengler, Konsultssekretär, in der Mitte sitzend.



Friedrich Flakowski reichte zum ersten Teil seines Berichtes (siehe StuDeO-INFO September 2007, S. 19f.) ein Foto nach von der Ankunft der „Asama Maru“ am 13. Juli 1941 in Kobe (ganz rechts Familie Flakowski). Wer kann auf der Ausschnittvergrößerung noch jemand erkennen?



Inhalt

Basisinformationen zu StuDeO	2
Eberhard Sieber: Unser Besuch von Tsingtau im September 2007	3
N.N.: Die Handelshäuser der Familie Vidal in Hamburg und Batavia, deren Mitarbeiter Georg Theodor Siemssen und die Gründung von Siemssen & Co. in China	6
Herbert Feid: Auf und Ab bei Winckler & Co. Die Geschichte unserer Firma, 1. Teil	11
Paul Scharffenberg: Die militärisch-politische Lage bei und in Nanking gegen Ende 1937 und in der Zeit vom 13. Januar bis zum 21. März 1938, 2. Teil	14
Renate Scharffenberg: Mein Vater Paul Scharffenberg. Ein Leben im diplomatischen Dienst in China	18
Friedrich (Fritz) Flakowski: Die erste Nachkriegszeit in Kobe, die Ausweisung der Deutschen aus Japan und der Transport mit der „Marine Jumper“ 1947, 3. Teil: Der Anfang in Deutschland	19
Eleanor von Erdberg: Peking. Erinnerungen an einen Lebensraum, den es nicht mehr gibt	22
Wilhelm Matzat: Hermann Neukamp und seine Tsingtau-Sammlung	25
Johannes Eberts: Kontinental, international, Schule in Tokyo, Yokohama und alles dazwischen	27
Annika Czajor: Freundschaft ohne Worte – mein Japan	28
Freya Eckhardt: Besprechung des Buches von Johannes W. Grüntzig und Heinz Mehlhorn: „Expeditionen ins Reich der Seuchen. Medizinische Himmelfahrtskommandos der deutschen Kaiser- und Kolonialzeit“	30
Irene Wegner: Besprechung des Buches von Susanne Hornfeck: „Ina aus China oder Was hat schon Platz in einem Koffer“	32
Renate Jährling: Buchempfehlungen	33
Vermischtes: Zum Schreibwettbewerb an der DSTY – Zuschriften	35
Vereinsnachrichten	37

StuDeO „Ostasien-Runden“ Hamburg

Sonnabend, 1. November 2008
um 12.00 Uhr mittags

im Restaurant „NI – HAO“
Wandsbeker Zollstraße 25-29

Anmeldung jeweils bis spätestens eine
Woche vorher bei Peter Cortum

StuDeO-Runde München

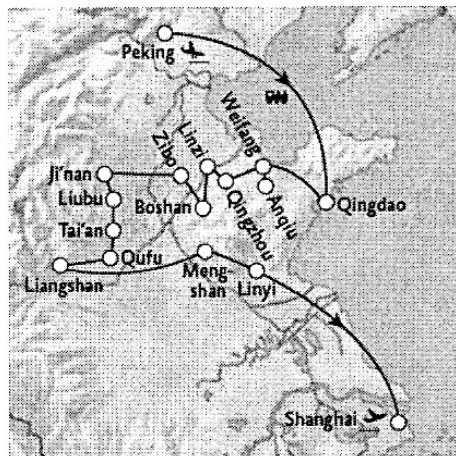
(vorher „Chinarunde“ genannt)

Samstag, 8. November 2008
jeweils um 12 Uhr im

China-Restaurant CANTON
Theresienstr. 49 – erreichbar mit U2

Anmeldungen bitte richten an:
Marianne Jährling
Renate Jährling

Spuren deutscher Geschichte in China Reise in die Provinz Shandong



Reisedatum: 8. – 25. Oktober 2008 (18 Tage)
Reisebegleitung: Ursula Ullmann
Veranstalter: China Tours Hamburg GmbH
Wandsbeker Allee 72, 22041 Hamburg

Reisenummer: KTC005

Im Einzugsgebiet des Gelben Flusses, und damit auch in Shandong, liegen die Wurzeln der chinesischen Kultur und Zivilisation. – Sie können jahrtausendealte Kunstschätze studieren, sich von Geologie und unberührter Natur der Shandong-Gebirge einfangen lassen. Machen Sie Entdeckungen zwischen Qufu, der Geburtsstadt von Konfuzius, dem Heiligen Berg Taishan und dem früheren deutschen Pachtgebiet Tsingtau (heute Qingdao) ...

Frau Ullmann (übrigens StuDeO-Mitglied) lebt seit 1995 als Lektorin für Deutsche Sprache und Kultur in Qingdao und ist in der Provinz Shandong auch als Reiseleiterin tätig.

Besuchen Sie das Wolfgang Müller Haus in Kreuth

Machen Sie Urlaub in der kleinen Gemeinde Kreuth im Wolfgang Müller Haus inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wanderwegen befindet sich ringsum, und für Sportlichere bieten hohe Berge hübsche Anreize.

In unmittelbarer Nähe, nur ein paar Autominuten entfernt, befinden sich der Tegernsee und jenseits der Grenze der Achensee. Bücher und Spiele bieten willkommene Möglichkeiten zur Muße. Wenn Sie im Archiv des StuDeO recherchieren, genießen Sie zugleich ein paar ruhige Tage.



Unkostenbeitrag pauschal 25,00 € pro Tag
Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an
Renate Jährling